

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

„Demokratische“ Friktionen.

Die vielgelesene „Frankfurter Zeitung“ des Herrn Sonnemann ist das Hauptorgan einer sehr kleinen Partei, der sogenannten deutschen Volkspartei, die, so klein sie ist, doch an einem sehr großen Fehler krankt, an dem Umstand nämlich, daß nur ein sehr kleiner Theil „Volk“ mit ihr geht. Ferner sind die Streitigkeiten in dieser Partei eben so groß, als die Partei selbst klein ist, und es ist seltsam, daß sich die „Frankfurter Zeitung“ um die Streitigkeiten in den Reihen ihrer eigenen Partei weit weniger bekümmert, als wenn anderwärts einmal Differenzen entstehen. Das ist, wie ein Sprüchwort sagt, etwas dunkel zwar, aber dennoch wunderbar.

In der kleinen Volkspartei befinden sich drei Richtungen: die eine, die Richtung der „Frankf. Ztg.“, wollte Vereinigung mit der Partei Lenzmann und hatte, wie es scheint, auch dorten schon angebahnt, wofür es auf der Rannheimer Generalversammlung der Volkspartei eine tüchtige Nase setzte; die andere Richtung unter dem schwäbischen Abgeordneten Karl Mayer wollte Vereinigung mit der freisinnigen Partei, denn der scharfsinnige Herr Mayer wollte entdeckt haben, Herr Eugen Richter sei „ein großer Demokrat“; die dritte Richtung aber sprach sich gegen Lenzmann und gegen Richter aus, weil die Volkspartei eine „liberale“ Partei sei, womit die Schwaben eigentlich nur sagen wollten, daß sie spezifisch schwäbische Demokraten seien. Auch wurde gesagt, wenn man sich an Richter oder auch an Lenzmann anschließe, so gingen „die Früchte fünfzigjähriger Freiheitsarbeit“ verloren. Die Generalversammlung sprach sich sodann im Sinne der Schwaben aus, welche von Lenzmann und Richter nichts wissen wollen.

Das heißt man, vom Standpunkte der Volkspartei selbst betrachtet, beinahe eben so kluge Politik treiben, wie die sieben Schwaben getrieben haben, als sie mit dem großen Spieß nach dem Bodensee zogen! Und doch ist es gerade das Hauptorgan der Volkspartei, die „Frankf. Ztg.“, das bei jeder Gelegenheit anderen Parteien vorwirft, sie könnten nicht leisten oder hätten den Erwartungen, die man auf sie setzte, nicht entsprochen. Da mögen die Herren Splitterrichter, die mit einer hochnäsigen Kritik so schnell bei der Hand sind, denn doch endlich einmal den ungeheuren Wallen in ihrem eigenen Auge erkennen!

Wir wissen, daß sich in der Volkspartei eine ganze Reihe von guten und aufrichtigen Demokraten befinden, denen wir auch keineswegs zu nahe treten möchten. Unsere Zurückweisung gilt in der Hauptsache einigen vorlauten

Persönlichkeiten, die ihrer Meinung nach Alles besser verstehen, als andere Leute, zu welcher Gattung von superflugen Leuten auch der Berliner Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“, eine im Foyer des Reichstages häufig gravitativ sich bewegende Persönlichkeit, gehört, der sich dort für wichtiger hält, als zehn Abgeordnete und der auf eine englische Meile Entfernung das Gras wachsen hört.

Aber diese Herren, denen wir gerne das Zugeständniß machen, daß sie die Nase höher tragen, als sie nöthig haben, möchten doch endlich einsehen, daß sie mit all dem Lärm und mit all den vorlauten Redensarten doch Unseren und tausend Andere nicht dazu bringen werden, sie als die politischen Kapazitäten zu betrachten, für die sie angesehen sein wollen! Um das zu erreichen, muß man Thaten und nicht nur Worte aufzuweisen haben.

Die Volkspartei, die sich theilweise auch Demokratie nennt, ist eine ganz interessante historische Ruine, aber weiter auch nichts. Sie besteht aus den Ueberbleibseln jener Demokratie, die in den Jahren 1848 und 1849 im Parlament und auf dem Schlachtfeld mit nicht unbedeutenden Mitteln gekämpft hat. Sie unterlag in den Parlamenten zu Wien, Berlin und Frankfurt; ihre Deputirten wurden zu Brandenburg und Kempten auseinandergeprengt; desgleichen zu Stuttgart, wo sie noch die Farce der „Reichsregentschaft“ in Szene setzten. Dieselbe Partei unterlag auf den Barricaden zu Dresden, auf den Schlachtfeldern von Baden und unter den Mauern von Wien. Somit war diese Partei endgiltig niedergeworfen; von solchen Schlägen sich wieder zu erholen ist überhaupt kaum möglich. Und die Partei hat sich auch nicht erholen können, ihre historische Mission ist zu Ende.

Die Wortführer der Partei bestreiten dies begreiflicher Weise auf das Festigste, allein es ist doch so.

Heute ändern sich die Verhältnisse rasch und als die Partei nach der Niederlage wieder den Versuch machte, ihre Anhänger zu sammeln, da war so Manches anders geworden. Man hatte in den Jahren 1848/49 den Versuch gemacht, die sogenannte bürgerliche Freiheit zu begründen, die genau genommen nur dem behäbigen und wohlhabenden Bürger zu Gute gekommen wäre. Die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Kapitalbesitz des Unternehmers wäre dadurch unberührt geblieben. Aber 1848 begriff man diesen Unterschied nicht und die ländliche Bevölkerung, soweit sie an der Bewegung theilnahm, hoffte die noch auf ihr lastenden Ueberbleibsel der Feudalrechte los zu werden, was sich auch größtentheils erfüllt hat. Das Arbeiterproletariat dagegen half in seiner Masse die konstitutionell-demokratischen Bürger unterstützen,

weil es seine Interessen noch nicht von den des behäbigen Bürgerthums zu trennen verstand. Die Arbeiter schlugen damals sich für das Bürgerthum. Sie waren immer bessere Demokraten als die behäbigen Bürger selbst und sind es auch heute noch.

Es ist aber immer ihr voller Ernst gewesen, ihre Ziele auf friedlichem Wege zu erreichen, wie sehr sie auch von der „Demokratie“ wie von den reaktionären Parteien als „Putschmacher“ und „Revolutioner“ verdächtigt worden sind.

Als die bürgerliche Demokratie sich wieder sammeln wollte, thaten die Arbeiter, soweit sie selbstständig denken gelernt hatten, nicht mehr mit. Sie waren von den neuen sozialökonomischen Theorien ergriffen worden; sie verlangten Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage und erklärten, ohne solche habe die sogenannte bürgerliche Freiheit für sie nur einen untergeordneten Werth. Damit war zwischen den Arbeitern und der bürgerlichen Demokratie das Tafelgesch „entzweit“ schnitten. Später, als Rode wurde, „Sozialismus“ zu treiben, und als alle Parteien wirtschaftliche Forderungen in ihr Programm aufnahmen, that es die Volkspartei auch. Aber die Arbeiter waren längst ihren eigenen Weg gegangen und ließen sich durch diese nachträgliche Konzession, von der sie wohl wußten, daß sie nur zum Schein dienen sollte, in keiner Weise beirren.

So kam es, daß bei der Volkspartei kein Volk war; es fanden sich wohl noch eine Anzahl Offiziere und Tambours vor, aber sonst keine Truppen. Das ist auch ganz erklärlich. Das behäbige Bürgerthum, wenn es auch „demokratisch“ gesonnen ist, schimpft zwar gerne hinterm Bierstisch auf Gott und die Welt und liebt gerne gepfefferte Zeitungartikel, ist aber absolut nicht zu haben, wenn es sich anstrengen, Opfer bringen oder sich irgend welchen Missethaten aussetzen soll. Deshalb wird die „Volkspartei“ immer eine Partei bleiben, die im Volke keinen Boden hat. Man sieht in dieser Partei Börsegrößen, Advokaten und Rentiers genug, von denen man kaum begreift, warum sie sich „Demokraten“ nennen, denn sie würden hellau schreiben, wenn die Demokratie einen wirtschaftlichen Charakter annähme und an ihre Bezüge heran rührte.

Es giebt Leute, welche die Volkspartei und die auf fast gleicher Basis stehende „Partei Lenzmann“ für „sehr gefährlich“ ansehen; wir vermögen das nicht aus den eben angeführten Gründen und halten die meisten „Demokraten“, wenn sie sich auch manchmal recht grimmig gebärden, im Grunde für ganz harmlose Leute. Wenn aber gewisse Journalisten von der Volkspartei nicht damit aufhören, anderen Parteien vorzuwerfen, daß sie nicht gelistet, was man von ihnen erwartet hätte, so antwortet

Notariatsgeschäfte.

Notar Bäcker stand im Eckfenster und sah still und nachdenkend auf die Straße hinaus; Ruz arbeitete an seinem Pult, um ein paar eingegangene, nicht besonders wichtige Briefe zu beantworten. Der Notar drehte sich endlich gegen ihn um, betrachtete ihn eine Weile schweigend und sagte zuletzt: „Ruz!“

„Herr Notar!“

„Wir sprachen neulich über etwas, in dem wir aber unterbrochen wurden.“

„Was war das, Herr Notar?“

„Einfach das: in welchem Verhältnis Du zu der Solberg'schen Familie stehst. Siehst Du, Du wirst schon wieder feuerroth — da steht etwas dahinter, ich mag keine Geheimniskrämerei in meinem Hause. Mein ganzer Beruf geht auch nur darauf hinaus, in allen Dingen Klar zu sehen. Daß ich es außerdem mit Dir gut meine, habe ich Dir schon die langen Jahre bewiesen, Ruz. Du ziehst allein in der Welt, und so lange ich lebe und Du bei mir bleiben willst, wird es Dir nie an einer Heimath fehlen, und sterbe ich einmal — nun, dann findet sich auch etwas Weiteres für Dich, denn so allein wie Du stehst, siehst Du eigentlich nicht. Also heraus mit der Sprache! Ich muß Dir auch sagen, daß ich schon einen Verdacht gefaßt habe, denn Deine Mutter ließ in den letzten Tagen ihres Lebens einmal ein paar Aeußerungen fallen, denen ich nachgehen wollte, als Gott sie abrief.“

„Herr Notar,“ sagte Ruz leise, „was es auch sei, es betrifft allein mich selber und würde, wenn ich darüber spräche, keinem Menschen näher, vielleicht aber Jemandem schaden, und deshalb, glaube ich, ist es besser, daß ich darüber schweige. Glauben Sie mir nur, daß es nicht Unehrenhaftes für mich ist, das ich vorheimlichen will. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und kann jedem Menschen offen ins Auge sehen.“

„Davon bin ich überzeugt, Ruz,“ sagte Bäcker viel freundlicher, als er sonst gewöhnlich mit ihm sprach, denn es wurden fast nur Geschäftssachen zwischen ihnen verhandelt — „Du brauchst mir das nicht mehr zu betheuern; aber gerade deshalb möchte ich genau wissen, woran ich mit Dir bin. Und

Feuilleton.

Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.
(Fortsetzung.)

„Was hast Du nur, Hans, Du siehst heute so ernst aus.“

„Ich war bei Dürbed's Leiche, Fränzchen.“

„Ach ja!“ sagte das junge Mädchen, sich besinnend — „sie hatte heute so viele Dinge im Kopfe — die arme Blaubheim! Und heute sollte ihre Hochzeit sein, und wenn ich mir denke, daß ich — sie barg schauernd ihr Antlitz hinter den mit Ringen bedeckten Fingern, um die gräßlichen Bilder fortzuschleudern, die vor ihr aufsteigen wollten.“

„Wenn Du was, Fränzchen?“ sagte Hans leise und suchte ihre Hand weg zu ziehen.

„Oh nein, nein, sprich mir nicht mehr davon,“ bat seine Schwester, „der bloße Gedanke daran ist entsetzlich!“

„Und denke, wie es der armen Konstanze zu Muth sein muß! Du freust Dich wohl recht auf Deinen Hochzeitstag?“

„Ich freue mich darauf, Hans, ja,“ sagte die Schwester, „die jetzt schon wieder an gar nichts Anderes dachte; aber ich fürchte mich auch wieder davon, und es ist das jedenfalls die Trennung, die mir von Euch Allen bevorsteht.“

„Weißt Du, Fränzchen, daß man sich eigentlich auf gar nichts freuen soll?“

„Und warum nicht, Hans?“

„Weil wir nicht einmal der nächsten Stunde sicher sind, und doch bauen wir Pläne auf Wochen, Monate, ja Jahre hinaus.“

„Aber ist die Freude vorher nicht ein verlängertes Genuß?“

„Ja, wenn sich unsere Hoffnung erfüllt, aber wenn nicht, macht sie die Enttäuschung auch so viel herber und schmerzlicher.“

„Ach, Hans, Du bist ein böser Mensch, Du willst mir nur Furcht machen und hast nachher Deinen Spott darüber.“

„Mir ist jetzt nicht wie spotten zu Muth, Fränzchen,“ sagte Hans ernst und sah sie still und nachdenkend an. —

Dürfte er nur der Schwester noch verheimlichen, was ihn bewege und welcher Verdacht, ja er konnte kaum noch Verdacht sagen, nein, welche furchtbare Gewissheit ihn erfüllte! Aber nein! Ihrer selbst wegen mußte er noch schweigen. Noch lagen nicht genügende Beweise vor, um nur das Gericht, viel weniger denn die Braut des Angekludigten zu überzeugen. Rauten war in allen Sätteln gerecht, und wenn weiter nichts, gewann er, sobald die Sache jetzt überreilt wurde, doch jedenfalls Zeit, sich strafflos zurück zu ziehen, und der ihm drohenden Gefahr auszuweichen, und das durfte nicht nicht sein. Erst mußte er mit dem Notar über Alles sprechen, und dann heute Mittag — wollte er mit dem Vater reden.

„Es ist gut Fränzchen,“ sagte er nach einer Weile, indem er ihr mit der Hand liebend über die Stirn strich. „Wenn ich Dir riech, Dich vorher auf nichts zu freuen, möchte ich auch nicht, daß Du Dir vor der Hand Sorgen machtest. Treue Herzen wachen über Dich und Du darfst der Zukunft getrost in's Auge sehen.“

„Was hast Du nur, Hans?“ rief Franziska jetzt wirklich erschreckt; „auch Rauten kam mir heute Morgen so sonderbar vor, so zerstreut, so gar nicht, wie ich mir immer einen Bräutigam gedacht habe. Ihr werdet mir wirklich alle Weiden den schönen Tag verderben.“

„Ich bin selber in einer trüben Stimmung, Fränzchen,“ sagte Hans, „Du mußt das dem heutigen Tage und dem unglücklichen Fall zur Last schreiben. Morgen früh werden die häßlichen Schatten vielleicht gewichen sein.“

„Was ich mir auch ausgedenken haben will,“ rief Fränzchen, „denn wer mir am morgenden Tage ein böses oder verdrießliches Gesicht schneidet, der wird augenblicklich von meinem Hofe verbannt — wonach sich zu richten! Aber jetzt muß ich wahrhaftig fort: ich glaube, ich habe über eine Viertelstunde hier mit Dir geplaudert, Hans; also wenn Du zum Mittagessen kommst, bring Deine alte gute Laune mit!“ — und damit schlüpfte sie wieder in ihr Zimmer hinein.

man wohl am besten damit, daß man sagt: Von der Volkspartei erwartet Niemand mehr etwas, weil Jedermann weiß, daß sie nichts leisten kann.

Politische Uebersicht.

Der Bundesrath hat in seiner gestrigen Sitzung den Antrag Sachsens, den kleinen Belagerungszustand für die Stadt Leipzig auf ein Jahr zu verlängern, angenommen.

Die Verathungen über die Ausführung zur Börsensteuer im Bundesrathe schreiten langsam vorwärts. Man wünscht dabei den Interessenten so viel wie möglich Rechnung zu tragen und die Vorschläge der Sachverständigen auszunutzen. Diesen Verathungen wird es zu verdanken sein — so meint der „Hamb. Correspondent“ — wenn manche Väten ausgeglichen werden und dieselbe in weit geringerer Umfange als anfänglich befristet worden, den Fondsbesitzern verfallen dürfte. Es verlaßt, unter allen Umständen würde der Bundesrath seine jetzigen Arbeiten nicht vor Abschluß der Ausführungsbedinungen zum Börsensteuergesetz beschließen.

Ueber eine eventuelle Revision der preussischen Vormundschaftsordnung finden zur Zeit vorberatende Erhebungen statt. Seitens des Justizministers sind, wie die „Vib. Korr.“ mittheilt, den Bedden eine Reihe von Fragen zur Verantwortung vorgelegt worden. Ueber den Umfang der Revision kann sich erst auf Grund der erforderlichen Gutachten der Beschluß gefaßt werden.

Der Kultusminister hat sich in einer Verfügung kürzlich dahin ausgesprochen, daß um zu den jährlichen Studien- und Prüfungen zugelassen zu werden, das Abgabengeld der lateinischen Oberstufe nicht genügt, dieses vielmehr noch durch das an einem Realgymnasium zu erwerbende Zeugniß der Reife in Latein für die Prima eines Realgymnasiums ergänzt werden muß. Im Anschluß hieran sei bemerkt, daß auch vom Bundesrath den von jährlichen Studien ausgehenden Bestimmungen, die an das jährliche Studium gestellten Anforderungen zuzusetzen, entgegengetreten ist, indem derselbe vor Kurzem die Eingabe der Berliner Jahrsprüfungen, betreffend die Abänderung der Prüfungsordnung für Bahnärzte abgelehnt hat.

In einem anderen Erlass des Kultusministers wird ausgesprochen, daß die Vertheilung einer Lehrerin nicht von selbst deren Unfähigkeit zur ferneren Verwaltung des Amtes, den Verlust desselben und der Vermögensverhältnisse Ansprache aus dem Dienstverhältnisse bewirkt; doch sei bei der Anstellung von Lehrerinnen ein Vorbehalt zulässig, daß für den Fall der Vertheilung das Amtverhältnis als aufgehoben und beendet gelten solle.

Die militärisch-pflichtigen Volksschullehrer und Kandidaten des Volksschulamtes, welche ihre Befähigung für letzteres in vorchriftsmäßiger Weise bewiesen haben, können bekanntlich nach schriftlicher Ausweisung zur Reserve beurlaubt werden. Diese Bestimmung ist jedoch, nach Mittheilung der „Preuss. Schulz.“ zufolge ergangener Erläuterung, nicht als ein dem Lehrgenossen zugesandenes Vorrecht anzusehen, sondern in dem bisher wahrgenommenen Mangel an Volksschullehrern begründet. Demgemäß soll diese Vorchrift zunächst auf diejenigen Militärpflichtigen keine Anwendung haben, welche zwar die Eigenschaft als Volksschullehrer besitzen, aber nur in Privatansichten beschäftigt oder angestellt sind.

Die Formen des Verfahrens und des Geschäftsganges des Reichs-Verfahrensamtes sollen bekanntlich nach dem Unfallversicherungsgesetz durch Kaiserliche Verordnung festgesetzt werden. Wie man erzählt, ist der Entwurf einer solchen jetzt vom Reichsminister dem Bundesrath zur Genehmigung vorgelegt worden. Derselbe umfaßt die bezüglich den Bestimmungen in sechs Abschnitten: 1) Verfahren und Geschäftsgang im Allgemeinen; 2) Verfahren und Geschäftsgang in den Fällen des § 90 b und c des Unfallversicherungsgesetzes (in welchen Fällen das Reichs-Verfahrensamtsamt in der Besorgung von fünf Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden, so wie von zwei richterlichen Beamten entscheidet und unter von fünf Mitgliedern sich je ein Vertreter der Gewerkschaftsverbände und der Arbeiter befinden muß); 3) Besondere Befugnisse des Vorsitzenden; 4) Innerer Geschäftsgang; 5) Geschäftsprache (hier finden die Bestimmungen des Gerichtsverfahrensgesetzes entsprechende Anwendung; Eingaben, welche nicht in deutscher Sprache abgefaßt sind, werden nicht berücksichtigt); 6) Geschäftsbericht (der jährlich an den Reichsminister zu erstatten ist).

Zum Dienst für Kamerun werden in nächster Zeit eine Anzahl Sergeanten und Unteroffiziere nach dorthin entsandt werden. Die Zahl derjenigen, welche sich auf eine vierjährige Aufforderung gemeldet haben, soll eine sehr große gewesen sein. Doch konnten bei den zu erfüllenden Bedingungen, die in der Hauptsache in vollkommener Gesundheit und in der gänzlichen Unabhängigkeit von Wed und Kind, wie von einer Unterstützung etwa noch lebender Eltern oder noch unumwundener Verwandter bestehen, nur wenige Meldungen berücksichtigt werden. Die hohe Besoldung von 3000 M. für das Jahr hat nicht verfehlt, eine große Anzahl Kraft aus-

zuheben. Vorläufig soll — wie der „Magd. Zeitg.“ versichert wird — die erste Kolonialformation auf die Einrichtung eines eingetragenen Polizeikorps beschränkt werden. Die hierzu als Mannschaften vorzugsweise in Aussicht genommenen Kräfte sind nach neueren Mittheilungen ein Rongostamm von besonders tüchtiger Konstitution und auch sonstigen für eine militärische Ausbildung vortheilhaften Eigenschaften. Möglich, daß später für die ostafrikanischen Stationen die Werbung von Eingeborenen auf die Zulassung ausgedehnt werden, deren hervorragende kriegerische Eigenschaften in früheren Kämpfen mit den Engländern, den Boers und mit den ihnen benachbarten Regentstämmen schon eine vielfache Probe beanstanden haben. Eine etwaige ernste Verwicklung mit Sanftbar würde hierin vorausichtlich eine Beschränkung eintreten lassen. — Neugierig kann man auf den Entwicklungsgang sein, den die „Kolonie“ Kamerun nehmen wird. Vor Kurzem sei es bekanntlich, daß schon ein Kolonist dort angekommen sei, inzwischen ist nichts mehr bekannt geworden und es scheint fast, als ob auch der Eine wieder von dort verschwunden ist.

Der stattgehabte „Deutsche Innungstag“ bezeichnet die „Nordd. Allg. Ztg.“ als den Beginn einer neuen Ära in der Handwerksbewegung, als den „Eintritt in ein neues Entwicklungsstadium der korporativen Handwerksbestrebungen“ und erwartet von ihm „erprellte Früchte für die Gesamtheit“. Das Blatt sagt u. A.: „Indem die den Innungstag bildenden Delegirten als Vertreter von 150 000 selbstständigen Handwerkern Kundgaben, einmüthig auf den Boden der heutigen Gesetzgebung sich zu stellen, von diesem aus ihre Wünsche und Forderungen zur weiteren Ausgestaltung des Innungslebens zu stellen, bezwecken sie, daß die bestehende Gesetzgebung von ihnen überhaupt für verbesserungsfähig und ihren Bedürfnissen entsprechend unformbar gehalten werde; eine Ansicht, die in weiten Kreisen des Handwerks leider bisher nicht getheilt wurde, in denjenigen nämlich, die nur von der obligatorischen Innung allein wissen wollten. Wenn auch jetzt noch der Vorbehalt gemacht wurde, die Forderung der obligatorischen Innung dann wieder aufzunehmen, wenn sich herausstellen sollte, daß sich die heutige Gesetzgebung nicht als ein „wohnliches Haus“ für das deutsche Handwerk ausbauen lasse, so bedeutet dieser Vorbehalt bei dem ersten Willen der maßgebenden Faktoren durch Einhaltung und Pflege des Handwerks mittels korporativer Organisation dem Staate diesen Theil der seine Kraft ausmachenden Mittelkräfte zu erhalten, nur wenig.“

Die einzelnen Punkte der umfangreichen Verhandlung und die gefaßten Beschlüsse zu erörtern und Stellung zu denselben zu nehmen, kann nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein; die symptomatische Bedeutung des abgehaltenen und gelungenen Innungstages dürfte überhaupt wichtiger sein als jene Beschlüsse. — „Korrespondenz“ wird wohl Niemand erwarten. Die Jünger ernt nicht, denn sie wollen von der Gesamtheit nicht wissen, deshalb fordern sie ja eben besondere Begünstigungen. Uebrigens ist auch kaum anzunehmen, daß die Mehrzahl der Delegirten mit dem Resultat der Verhandlungen zufrieden ist, und ihre Wähler werden erst recht nicht damit zufrieden sein.

Herr Stöder hat es verstanden, Freunde um sich zu sammeln, welche in ihm noch immer den großen Mann der Zeit erblicken. So schreibt die in Bielefeld erscheinende „Neue Westfälische Zeitung“: „Wir sehen in Stöder nicht bloß den Mann, der uns sehr, sehr hochachtet, sondern mehr noch das Prinzip. Eben darum wird die konservative Partei Herrn Stöder nie, nie zum Gefallen der Nationalliberalen, Niemandem zum Gefallen lassen. Über lassen wir uns manifestieren und in einem Antikabinet abgelegter Schlafmägen und schlief getretener Stiefel ausstellen.“ — Die Idee ist nicht schlecht. Es scheint fast, als ob dem Schreiber eine dunkle Ahnung überkommen ist.

Die Deutsch-Freisinnigen leisten sich in letzter Zeit das Vergnügen, die Uneinigkeit der Nationalliberalen in ihren Organen höchst abfällig zu kritisieren. Das gibt der „offiziellen“ „Nordd. Allg. Ztg.“ Anlaß zu folgender Bemerkung: „Freisinnige Organe moquieren sich über die bei den Reichstagsabstimmungen zu Tage getretene „Einigkeit“ der Nationalliberalen. Wie lange mag es wohl her sein, daß Herr Bamberg als Grundriss für den „Deutsch-Freisinn“ proklamirte, die „höhere Einigkeit“ der Partei dokumentire sich darin, in Prinzipienfragen einander zu geben zu können. War das nicht beim Sozialistengesetz im Mai 1884, gerade 2 Monate nach der Fusion? Für die Verfertiger von Parteiprogrammen scheint beim „Deutsch-Freisinn“ die Bedingung gestellt zu sein, ein gutes Gedächtniß nicht besitzen zu dürfen.“ — Herr Bamberg, nicht einmal Anerkennung, sondern nur schändlichen Hohn erntet er für seine vortreffliche Erklärung der „höheren Einigkeit“.

Oesterreich-Ungarn.

Die aus Brünn vorliegenden Nachrichten lassen erkennen, daß die Erregung unter den dortigen Arbeitern noch immer sehr groß ist. Am Mittwoch Abend konterte das

Bräddium der Handelskammer mit Vertretern der Arbeiter. Die Arbeiter wünschten einen zehnständigen Arbeitstag. Die Fabrikanten wiesen dies, als mit dem neuesten Gesetze in Widerspruch (!) Rechen, zurück und einigten sich dahin, die Arbeitszeit von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends mit einer Mittagspause von 12 bis 1 Uhr und einer viertelstündigen Frühstückspause, wozu die Ruhepause nachmittags entfallen soll, festzusetzen. Die Vertreter der Arbeiter haben nicht zugestimmt, sondern erklärten, ihre Mandanten verständigen zu wollen. — Die Fabrikanten haben den Arbeitern direkt die Unwahrheit gesagt. Das Gesetz, welches kürzlich in Oesterreich in Kraft getreten ist, schreibt zwar einen elfständigen Arbeitstag vor, aber nur als Maximum, es soll durch das Gesetz verhängt werden, doch länger als 11 Stunden gearbeitet wird. Eine kürzere Arbeitszeit kann auf erfolgte Uebereinkunft überall eingeführt werden. Aber man scheint es darauf abgesehen zu haben, den Kampf gegen den unzureichenden Normalarbeitstag auszunutzen und deshalb scheut man selbst nicht vor Unwahrheiten zurück. Das Vertrauen der Arbeiter wird man dadurch freilich nicht gewinnen können, man wird nur erreichen, daß auch solche gemeinte Worte keinen Glauben mehr finden. — Uebrigens ist dies jetzt noch keine Einigung zu Stande gekommen, eine Deputation aus Brünn lautet folgendermaßen:

Brünn, Donnerstag, 18. Juni, Abends. Die Streikbewegung ist im Zunehmen begriffen. Die Arbeiter fangen an, außer einer zehnständigen Arbeitszeit auch eine Zehnstündigkeit zu fordern, während die Fabrikanten bei der angebotenen 10¹/₂stündigen Arbeitszeit beharren. Bis 6 Uhr Abends war die Ruhe nicht gestört; einzelne Ansammlungen wurden friedlich zerstreut.

Spanien.

Die Existenz der Cholera in Madrid ist nunmehr amtlich konstatirt worden. In der Deputirtenkammer tadelte Sagasta lebhaft die offizielle Mittheilung über das Ausbreiten der Cholera in Madrid als die Interessen des Handels und Verkehrs schädigend. Der Ministerpräsident General del Castillo erwiderte, eine solche Erklärung sei nach den Interessen der öffentlichen Gesundheit den Handelsinteressen von Madrid vor. Nach den Berichten aus den Provinzen Valencia und Castellon sind daselbst am Mittwoch 675 Krankungen und 222 Todesfälle an Cholera vorgekommen. In Madrid sind an demselben Tage 5 Personen an der Cholera gestorben.

Großbritannien.

Sir William Harcourt, der bisherige Minister des Innern, hielt bei einem liberalen Meeting in der St. James' Hall eine längere Rede über die politische Lage, im Verlaufe welcher er die Regierung gegen den Vorwurf vertheidigte, daß sie ihre jüngste Niederlage im Hause der Gemeinen gewünscht zu haben. Die Ursache dieser Niederlage erörternd, sagte er, er wolle lieber einer Regierung angehören, die durch solche Wähler sich, als einer Regierung, die durch dieses edle Geschlecht zur Nachstellung gelangte. Die Tories hätten in dem Augenblick mit einem tüchtigen Geiste geschritten, der stärker sei als die Whigs.

Ein düsteres Bild von den sich schroff gegenüberstehenden Verhältnissen in London, der reichsten Stadt in der Welt, bietet die Statistik der Wahrscheinlichkeit der Todesursache während des vergangenen Jahres. Danach lautete in der Metropolitan Police in 37 Fällen der Geschworenen-Ausspruch auf „Hungertod“ oder „Tod durch Entbehrungen“ beschränkt. — Dabei wächst — wie die Statistik zeigt — der Nationalreichtum Englands von Jahr zu Jahr. Millionen sind vorhanden, wenn es sich darum handelt, in fernem Ländern irgend ein Stück weithlohes Land zu erwerben, Millionen sind vorhanden, um die Capoten gegen ihren Wunisch zu „befreien“, aber im eigenen Lande verhungern die Landkinder auf der Straße. Sonderbare Verhältnisse!

Afien.

Den vorgestern in Plymouth eingetroffenen Postnachrichten aus China zufolge hat dort die Handlungsweise des chinesischen Befehlshabers des russischen Geschwaders chinesischen Gewässern Veranlassung zu großer Unregelmäßigkeit gegeben. Bald nach Tagesanbruch am 6. Juni langten nämlich drei Schiffe des britisch-chinesischen Geschwaders — und zwar der „Agamemnon“, Kapitän „Sapphir“, Kapitän „Anohn“, und „Swift“, Kommandant „Broton“ — im Hafen von Yokohama an, wobei sie, um ihre Ankerplätze zu erreichen, außerhalb des russischen Panzerkreises „Bladimir Romanoff“ herumtampfen mußten. Als die englischen Schiffe sich näherten, hielt es der russische Admiral für angemessen, die ganze Schiffsmannschaft und ihre Posten zu berufen, die Kanonen bloßzustellen, die Torpedos in Bereitschaft zu setzen und überhaupt jede Vorbereitung für eine unverzügliche Aktion zu entfalten. Der Kapitän des englischen Geschwaders bewachte jedoch Kaltblütigkeit und nachdem die englischen Schiffe den und die russische Flagge salutirt hatten, machte Kapitän

ich frage auch nicht etwa aus bloßer Reue — ich habe einen gewichtigen Grund dafür.“

„Guten Grund, Herr Rotar?“
„Ja; denn daß ich mich mit der Solberg'schen Familie jetzt sehr viel beschäftige und auch gewissenmaßen eine Agentur von dem jungen Baron übernommen habe, muß ich, wie gesagt, klar in Allem sehen. Weigerst Du Dich aber, fuhr er nach einer Pause fort, in der er seinen Blick nicht von Ruz genommen, „so werde ich mich genöthigt sehen, mit dem alten Herrn von Solberg darüber zu sprechen.“

„Herr Rotar,“ rief Ruz ordentlich erschreckt aus, „und was nützte es Ihnen auch, wenn ich es Ihnen sagte! Es wäre besser, viel besser gewesen,“ setzte er weich hinzu, „wenn ich es selber nie erfahren hätte, denn es hat mir bis jetzt nur Schmerz und Verzeleid, aber keinen Trost gebracht.“

„Und von wem hast Du es erfahren?“
„Von meiner Mutter — auf ihrem Sterbette,“ sagte Ruz und barg sein Antlitz in den kleinen und zarten Händen.

Päster war zu ihm getreten, und sein Auge hasierte mit inniger Theilnahme auf der kleinen, verkrüppelten Gestalt; endlich sagte er leise: „Kannte sie Dir Deinen Vater, Ruz?“

Ruz schwieg, aber ein heftiges Zittern flog über seinen ganzen Körper, und Päster sah, wie er nur mit schwerem Kampfe ein Schluchzen unterdrückte. Er ließ ihn eine Zeit lang gewähren; endlich, wie er fand, daß er sich ein wenig gesammelt hatte, wiederholte er freundlich die Frage:

„Kannte sie Dir Deinen Vater, Ruz?“
Der junge Bursche antwortete nicht, aber nur rasch und heftig nicht er mit dem Kopfe, und jetzt konnte er auch die Thränen nicht mehr zurückhalten, worin von Päster nicht hörte; nur langsam ging er dabei in seinem Komptoir auf und ab, bis Ruz sein Taschentuch herausnahm und sein Gesicht abtrocknete. Dann trat er wieder zu ihm.

„Sage mir Alles, Ruz; betrachte mich in diesem Augenblick nicht als Deinen Brodbreiter, sondern als Deinen väterlichen Freund, der allein Dein Blied im Auge hat.“

„Thut es Dir denn nicht selber wohl, Jemanden zu haben, dem Du mit voller Zuversicht vertrauen kannst, so daß Du nicht mehr gezwungen bist, Alles allein in Dich hinein zu schluden?“

„Ja,“ sagte Ruz nach einer kleinen Pause, indem er den Blick schen zu dem Rotar emporwarf, „Sie sollen Alles wissen — ich glaube, es ist besser so, dann werde ich wenigstens die Last von meinem Herzen los, und daß ich auf Ihre Discretion rechnen darf, Herr Rotar, davon bin ich überzeugt.“

„Das kannst Du, Ruz — also Dein Vater ist der alte Baron von Solberg?“

„Ja,“ sagte Ruz leise — „meine Mutter hatte ihn aber unter einem andern Namen kennen gelernt, und er um ihre Hand geworden.“

„Aber er war damals schon verheirathet.“
„Ja; doch das wußte ja natürlich meine arme Mutter nicht; später erfuhr sie Alles. Eine schwere Krankheit war sie bald nach meiner Geburt auf's Lager, sie phantastirte Monate lang, und ich wurde, da sie arm war, einer jener gewöhnlichen Fiebfrauen übergeben, die zur Schmach eines zivilisirten Landes noch bis heute und überall ihr verbrecherisches Wesen treiben und mehr Kinder tödten oder unglücklich für ihr Leben machen, als von heidnischen Völkern in ihrem Aberglauben abgeschlachtet wurden. Meine Mutter konnte sich nicht um mich bekümmern, sie war unzurechnungsfähig, und vollständig verwaist verbrachte ich meine erste Jugendzeit. Der verdanke ich auch meine Verkrüppelung, denn ich soll ein ganz gesundes und ebenmäßig gewachsenes Kind gewesen sein — ob man mich fallen lassen, oder was sonst mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht.“

„Und sorgte der Baron nicht für Deine Mutter?“
„Sie war zu stolz, an ihn zu schreiben — er kannte ihr Glend in der ersten Zeit vielleicht gar nicht, bis sich der Geistes des D. is ihrer annahm. Dieser schrieb an den Baron und erhielt dann augenblicklich eine Rückantwort, die meine Mutter wieder bis zum Tode verletzete; trotzdem erklärte der Baron dem Geistes, daß er Alles, was ihm das Gesetz vorschrieb, obgleich er sich moralisch

nicht dazu verpflichtet hielt, für mich bis zu meinem zehnten Jahre thun würde — und das,“ setzte Ruz hinzu, „hat er gethan.“

„Und Deine Mutter hat ihn nie wieder gesehen?“

„Nie.“

„Und weiß er — kennt er Dich?“

„Nein,“ sagte Ruz, den Kopf schüttelnd; „nur wenn ich, — als Sie mich hinsandten — und ich fürchte mich so, zu gehen — bin ich ihm zum ersten Mal gegenübergehanden. Als ich aber die Räume, als ich den Baron selber sah, den ich nie Vater nennen durfte und nicht da war es mir, als ob mir das Herz brechen müßte, und ich würde das Haus auch um keinen Preis je wieder betreten.“

Ruz war, während er sprach, todtbleich geworden, aber sein klares, so ausdrucksvolles Auge bligte, die ganze verkrüppelte, mißhandelte Gestalt hob sich, und er befand sich in einer Aufregung, wie ihn der Rotar noch nie gesehen.

„Ich weiß jetzt Alles, Ruz,“ sagte er endlich, indem er seinem Schreiber die Hand bot, die dieser halb bestürzt nahm — „ich danke Dir für das Vertrauen, daß Du mir entgegengebracht, und werde es Dir nicht vergessen. Es wird mich auch jetzt Manches in Deinem bisherigen Wesen klar, was ich früher nicht verstanden; aber Du sollst es nicht bereuen, und es gestaltet sich vielleicht noch Alles zum Besten.“

„Ich glaube,“ Herr Rotar, sagte Ruz düster, „es hat sich schon Alles so gestaltet, wie es einmal werden soll — reden wir nicht weiter davon. Nur um das Einzige bitte ich Sie, mich nicht wieder in das Solberg'sche Haus zu senden, denn sie würden mich dort verspotten — und haben doch keinen Grund dafür.“

„Du sollst nicht wieder dorthin gehen,“ sagte Päster freundlich, „und ich hätte Dich auch damals nicht geschickt, wenn ich Alles so gewußt hätte wie jetzt — aber komm da nicht zu mand?“

Schritte von unten wurden auf der Treppe laut, und einer der Schreiber stieg gleich darauf den Kopf in die

dem russi...
pendent...
klärung...
die Bede...
Schiffen...
höchwillig...
sein es...
hindern...
nach Vol...
Regierung...

7. M...
ist ein U...
haben Di...
hat, es i...
Das die...
über un...
solchen u...
den Schul...
arbeiten...
während...
zu besch...
mitten i...
liefernde...
drei neu...
Ende gef...
Fausen...
bis Mar...
Reiter, ...
denn erte...
Stücke v...
den berei...
wege fehl...
Beweisla...
Arbeiter...
Schäunge...
und es a...
Echt sich...
daß ein...
die zur...
bracht ha...
durch ein...
Arbeiter...
weilerei...

7. I...
Straßen...
besproch...
Die Sol...
sprechend...
Lohnst...
Kommis...
Strafe...
immer a...
der Richt...
Philipp...
Berathu...
brachte...
Rand an...
daß in...
er sich...
seitigt...
verloste...
Verjahre...
daß der...
dicht ne...
demselbe...
geht, ab...
weniger...
waren, i...
seiner...
bauende...
Bemerku...
lieben...
Transport...
geföhlt...
vorles...
rung der...
Falle er...

Die...
indien...
Gehelne...
Schritte...
erzeugt...
möht ur...
daß der...
vergröße...
eines...
diese...
Barbado...
ist die

Gegen den Rechtsanwalt Plantisio steht am nächsten Dienstag in der gegen ihn schwebenden Sache, in welcher er bekanntlich wegen vorläufiger Vernichtung eines einem Beamten amtlich übergebenen Schriftstücks zu einem Monat Gefängnis verurtheilt worden ist, auf die von ihm eingelegte Revision Termin vor dem zweiten Strafsenat des Reichsgerichts an. In den Kreisen der Juristen und speziell der Rechtsanwältinnen steht man dem Ausgang dieses Prozesses aus verschiedenen Gründen mit großer Spannung entgegen. Zwar dürfte nach der Auffassung maßgebender Juristen die abemalige Aufhebung des Urtheils wegen einiger Verstöße gegen die Vorschriften des Verfahrens nicht zweifelhaft sein, die Spannung betrifft aber die Entscheidung der Frage, ob die Maßregeln der Hauszucht und der Beschlagnahme von Gegenständen im ehrengerichtlichen Verfahren gegen Rechtsanwältinnen nach der Rechtsanwalts-Ordnung zulässig sind oder nicht. In seiner in dieser Sache getroffenen früheren Entscheidung hat der zweite Strafsenat des höchsten Gerichtshofs die zu Frage in bejahendem Sinne entschieden. In einer Kritik dieses Urtheils, welche gestern in einer im Selbstverlag des Angeklagten erschienenen Broschüre geäußert ist, sucht derselbe mit juristischer Schärfe die Ausführungen des Reichsgerichts zu widerlegen. Außerdem wird nachgewiesen, daß das Reichsgericht seiner Entscheidung ein Bistat unrichtig zu Grunde gelegt und den Art. 6 der preussischen Verfassung und den § 11 des preussischen Gerichtsverfassungsgesetzes vom 12. Februar 1850 gänzlich ohne Berücksichtigung gelassen hat. — Da auch Professor Dr. v. Holzendorff sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben soll, so ist eine Aenderung der rechtsgerichtlichen Auffassung in dieser Frage nicht ausgeschlossen. Wir werden über das Reichsgerichts-Urtheil demnächst berichten.

—y. Das tolle Pferd. Das selbst langjährige Erfahrung und äußerste Verstand nicht immer hinreichen, um der List der Kostäuser mit Erfolg zu begegnen, das beweist ein Prozeß, welcher gestern vor der 87. Abtheilung des Schöffengerichts stattfand. Des Betrugers resp. der Beihilfe dazu beschuldigt befanden sich der Sektiermeister Karl Greiser und der Pferdehändler Ador Vetter auf der Anklagebank. Der Erste hatte im Februar v. J. von dem Pferdehändler Falk einen Gaul erstanden, der sich bald darauf als „dumpe“ erwies, ein Fehler, welcher jeden Pferdelauf ruckartig macht. Natürlich schlug Greiser Lärm, und Falk beauftragte seinen Knecht, den zweiten Angeklagten, die Angelegenheit mit Geschicklichkeit und List zu ordnen. Vetter wußte den Greiser auch zu überreden, das tollere Pferd auf dem Chorloitenburger Pferdemarkt umzutauschen, er wollte ihm nach Kräften dabei behilflich sein. Der Raub gelang und auf-fallender Weise war es einer der ältesten und bedeutendsten Pferdehändler Berlins, der Herr Gilan, der den tolleren Gaul gegen einen gesunden eintauschte. Alle dinge hat er den vereinten Anstrengungen der Angeklagten, daß das von ihnen zu veräußernde Pferd ohne unsichtbare Fehler sei, Glauben geschenkt. Somit das Thier aber zum ersten Male eingespannt wurde, da besch Herr Gilan auch seinen Schaden und war für ihn zweifellos, daß er das Opfer eines Betruges geworden. Er erstattete Anzeige und die Folge davon war, daß Greiser zu acht und Vetter zu fünf Tagen Gefängnis verurtheilt wurde.

München, 15. Juni. Am 29. März 1884 gab man im Theater zu Landshut, nun sagen wir „Rosa Stuart“, vermuthlich war es etwas anders, zwei der Vorstellung bewohnende Offiziere, die Herren Sekondelieutenant Rischreiter und Hauptmann Sonnabend, bewiesen ihr Verständnis für das Stück im Allgemeinen und für lakonisches Benehmen in öffentlicher Gesellschaft im Besonderen dadurch, daß sie sich möglichst laut unterhielten, auch verschiedene Einwendungen des Publikums nicht beachteten. In Landshut soll es nach Aussage eines als Zeugen vor das hiesige Militärtribunal, daß sich heute mit der Sache zu beschäftigen hatte, geladenen Reallehrers Stoll nun allerdings Mode sein, daß die Herren Lieutenants ins Theater gehen, um sich zu unterhalten. Herrn Stoll will diese Mode aber durchaus nicht in den Kopf. Er verließ das Theater. Und als sich in Folge dessen die Unruhe steigerte, wurde der Polizeikommissar Morberger berufen, um Ruhe zu stiften. Herr Morberger, ein lang gedienter Soldat und Beamter, dem der Stadtmagistrat Landshut des Zeugnis ausstellt, daß er sich stets lakonisch zu benehmen wisse, begab sich in dieloge der Herren Offiziere und bat um Ruhe. Darauf erwiderte nach der Anklage Herr Sekondelieutenant Rischreiter die nicht gerade gewählten Worte: „Was wollen Sie, wer sind Sie, Bursche!“ Und um seine Bildung vollends zu beweisen (das Militär ist ja bekanntlich eine Bildungsanstalt), schauelte er nach Schluß der Vorstellung selbstverständlich coram publico den Rottmeister Morberger also an: „Sie außerangirt Unteroffizier, Sie können nur alte Weiber einfangen.“ Da das offenbar nicht genügte, um die Landshuter Polizeistände allseitig zu illustriren, sah sich Herr Lieutenant Rischreiter weiter veranlaßt, dem noch verammelten Publikum an-

„Aber — in den paar Monaten?“
„Ja, er kauft Alles, was gut schmeckt, und Selterswasser meinswegen beim Fisch. Ich begreife so einen Menschen nicht, denn einmal muß doch so eine Geschichte schief gehen, und der Zeitpunkt ist ja da. Der Möbelhändler, dem er noch kein Stück seiner ganzen Einrichtung bezahlt hat, holt ihm meinswegen am Ersten nächsten Monats die ganze Bescherung wieder aus dem Hause. Na, und da können Sie sich wohl denken, daß Alles auf einmal über ihn herfällt.“

„Waren Sie schon einmal drüben bei ihm?“
„Ich soll's denken, gehe aber nicht zum zweiten Mal, denn daß mir die gnädige Frau nicht die Augen ausgekratzt hat, war reine Gefälligkeit von ihr. Ursache hätte sie dazu, wie sie mir bemerkte.“

„Bäcker lachte. „Also Sie wollen wirklich gegen ihn klagen?“
„In aller Form.“
„Geben Sie die Vollmacht Ihres Freundes aus Berlin?“

„Alles in Ordnung, Herr Rotar,“ sagte er, indem er in seine Brusttasche griff, „und dann kommt noch meine eigene Rechnung dazu, denn das geht jetzt Alles in Eins.“

„Aber nach den paar Monaten können Sie doch nicht schon klagen?“

„Wissen Sie, wenn er mir meinswegen durchgeht, Herr Rotar, so sitz' ich nachher da und kriege noch nicht einmal die letzten Flaschen von meinem Selterswasser zurück, viel weniger das Geld. Außerdem läßt er jetzt aber auch, da ich ihm nichts mehr borge, seine Bedürfnisse in der Böwen-Apothek holen, und dem gönnt' ich's. Also auf weiteren Verdienst darf ich nicht mehr bei ihm rechnen.“

„Haben Sie die Papiere alle bei sich?“
„Nein, meine Rechnung muß ich erst noch ausziehen, das kann aber heute noch geschehen, und wenn Sie die Sache gleich in Angriff nehmen wollten, so soll's mir recht sein.“

„Schön, Herr Nachbar, wenn Sie darauf bestehen, so werd' ich's thun. Weigert er sich denn, zu bezahlen?“

(Fortsetzung folgt.)

Schiff auf die Patientin übertragen worden. Die Behandlung des Falles in der Charité ist vorläufig eine experimentelle, doch glaubt Geheimrath Prof. Bardeleben, in nächster Zeit zur Amputation des Beines schreiten zu müssen.

Die Sanitätsbehörden wollen wir auf einen Vorgang aufmerksam machen, der zur Vorsicht mahnt. Eine größere Gesellschaft aus Berlin hatte vor einigen Tagen einen Ausflug nach Grünau gemacht, und Männer, Frauen und Kinder tummelten sich in den Waldungen umher. Da erschien ein sogenannter Selterswasserhändler, und namentlich Frauen und Kinder sprachen dem Selterswasser topfer zu. Kurze Zeit darauf stellte sich bei den Kindern eine derartige Indisposition heraus, daß nur anzunehmen war, das „Mineralwasser“ sei verdorben gewesen oder habe sonstige schädliche Substanzen enthalten. Sollten von Mineralwasserfabriken verdorbene Ballons anfliegende Händler billig verkauft werden, so müßte es die Aufgabe der Sanitätsbehörden sein, hier rechtzeitig einzuschreiten.

„Paudekten-Vottchen“ ist der Name für ein weibliches Original, das sich oft in der Nähe der Universitäts-, im Kasanienwäldchen u. zu zeigen pflegt, und namentlich auch eifrig das schwarze Brett und die Bekanntmachungen der juristischen Professoren studirt. Es ist eine im besten weiblichen Mittelalter stehende Dame mit semmelblonden Locken, die dies Studium der Jurisprudenz gewissermaßen als Sport betreibt. Die Dame ist eine Böhmin, stammt aus Prag und lebt in recht guten Vermögensverhältnissen. An der Prager Hochschule war ihr Vater vor mehreren Jahren ein beliebter Dozent der Rechtswissenschaft. Früh selbstständig geworden und in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, begab sich Fräulein S. . . . auf Reisen und ließ sich dann in Leipzig nieder, wo sie, angezogen durch den Stoff, welchen sie in der reichen Bibliothek ihres Vaters gefunden, sich vor einigen Jahren als Hörschülerin an der Universität inskribirte. Die Leipziger Hochschule gestattete damals dem weiblichen Geschlecht den Besuch der Vorlesungen. Hier war Fräulein S. . . . eine der eifrigsten Schülerinnen Professor Windscheid's. Später verzog die Dame nach Berlin; da sie jedoch die hiesigen Vorlesungen nicht besuchen darf, so informirt sie sich beständig über den Gang der Vorlesungen und borgt sich von den fleißigen Fräulein der Jurisprudenz die Kollegienhefte, welche sie an der Hand der gedruckten Kompendien eifrig durchstudirt. In letzterer Zeit ist die Abtrübselte sehr liebenswürdige und höchst harmlose Dame mit ihrer Bitte um Ueberlassung von Kollegienheften etwas vorsichtiger geworden, da ihr vor einigen Tagen hant der erbetenen rechtswissenschaftlichen Nachschrift von einem jungen, etwas vorzigigen Studenten eine Abhandlung aus der gerichtlichen Medizin übergeben wurde. Die Dame will sich abtrübselt, wie der „D. S.“ meldet, später in Amerika als Adoolatin niederlassen.

R. Kuchlosigkeit. Der Fuhrherr Friedel, Besitzer einer Droschke II. Klasse, erhielt gestern Morgen an der Mittelstraßen-Ecke einen Fahrpaß, um denselben nach der Potsdamer Straße zu fahren. Am Ziele angekommen, verließ der Gast den Wagen, zahlte den Fahrpreis und entfernte sich eilig. Bei der darauf stattfindenden Revision des Wagens mußte Friedel zu seinem großen Schrecken erfahren, daß der Fahrpaß während der Fahrt das ganze Innere des Wagens, die Kutschposten und Lederbezüge mit einem Messer total zerschneiden hatte. Durch diese große Rohheit ist Friedel um mindestens 150 Mark geschädigt, denn abgesehen von der nöthigen umfassenden Reparatur, kann Wagen und Pferde auf längere Zeit nicht benützt werden. Würde dieser Vorfal die Droschkensitzer zur entsprechenden Vorsicht mahnen.

Das Hamburger plattdeutsche Ensemble hat mit der Aufführung „Hamburg an der Alster“ einen besonders glücklichen Trieff geogen, das beweist der sich immer steigende Besuch und der jubelnde Beifall des Publikums. Die Direktion hat sich deshalb auch genöthigt gesehen, das genannte Stück noch längere Zeit auf dem Repertoire zu belassen.

Vollgel-Bericht. Am 18. d. M. früh wurde im Louisenstädtischen Kanal am Engel-Ufer die Leiche eines neugeborenen Kindes aufgefunden und nach dem Obduktionshause geschafft. — Am Vormittag desselben Tages wurde ein Mann in seiner Wohnung, am Plan-Ufer, erhängt aufgefunden. — Um dieselbe Zeit und auf gleiche Weise machte ein Mann in seiner Wohnung, in der Bernauerstraße, seinem Leben ein Ende. — An demselben Tage Nachmittags fiel der auf dem Dache des Neubaus Webersstraße Nr. 40 beschäftigte Klempner-Geselle Kruse, Friedenstraße Nr. 68 wohnhaft, in Folge eigener Unvorsichtigkeit vom Dache auf die Straße hinab und erlitt bedeutende innere Verletzungen. — In derselben Zeit entstand im Dachgeschoss des Hauses Mohrenstraße Nr. 37 Feuer, durch welches der Dachstuhl des Vorder- und Seitengebäudes fast ganz zerstört wurde. Die Feuerwehr war mit der Gas- und Dampfpritze und zwei großen Handdruckspritzen längere Zeit in Thätigkeit. — Am 19. d. M. früh wurde der Lindenstraße Nr. 71 wohnhafte Arbeiter Jopke, auf dem Hofe dieses Grundstückes liegend, todt vorgefunden. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. Wie nachträglich festgestellt, ist Jopke in Folge eines starken Blutsturzes verstorben.

„Kommen Sie nur herein, Herr Nachbar, was ist es? Was bringen Sie mir?“
„Bringe gerade nicht viel,“ meinte Semmlein, „aber erinnern Sie sich vielleicht noch der Schulforderung aus Berlin, von der ich Ihnen vor fünf oder sechs Wochen sagte, wie?“

„Eine Schulforderung? Gegen wen?“
„Nun, gegen unsern Herrn Nachbar, den Herrn von Schaller, der meinswegen meinem Schwager noch hundert-einundachtzig Thaler schuldig ist.“

„Ach ja! Ganz recht — und sind die noch nicht bezahlt?“
„Ne, das sind sie nicht,“ sagte Semmlein, „und werden es auch nicht gutwillig, wie ich jetzt die feste Ueberzeugung habe — und ich wollte jetzt klagen.“

„Aber, bester Herr Nachbar, Herr von Schaller wird sich doch wahrhaftig nicht einer solchen Summe wegen verklagen lassen? Er hat neulich eine Gesellschaft gegeben, die ihm vielleicht eben so viel gekostet hat.“

„Ihm?“ sagte Semmlein und sah den Rotar von der Seite mit einem halb lächelnden Blicke an; „ihm hat sie ver-wünscht wenig gekostet, Herr Rotar, aber den Delikatessen-Handlungen, Fleischern, Konditoren, Bäckern u. c., denn er ist, wie ich aus sehr sicherer Quelle weiß, den ganzen Schwamm schuldig geblieben. Sogar die Bäckerin bekommt jetzt vierzig Thaler von ihm, oder bekommt sie meinswegen nicht, denn er zahlt eben keinem Menschen, und wenn erst die ganze Geschichte über ihn hereinbricht, dann komme ich mit meiner Forderung unter den Schlitten.“

„Also so viel Schulden hat Herr von Schaller?“
„Na, ich sage Ihnen,“ nickte Semmlein, „das ist die reine Schwindelwirtschaft, wie sie im Buche steht, und wenn er nicht als vornehmer Herr hier aufgetreten wär, womit er einer Menge von Menschen Sand in die Augen streut, so hätten sie ihn lange abgefaßt.“

„Und haben Sie ihn denn schon gemahnt?“
„Ich? Na, ich sage Ihnen,“ rief Semmlein, „er biegt meinswegen stets um die nächste Ecke herum, wenn er mich nur von Weitem kommen sieht, denn mir ist er jetzt auch schon an die vierzig Thaler schuldig.“

dem russischen Admiral seine Aufwartung. Wie der Korrespondent erzählt, gab alsdann der Vize eine Art von Erklärung über seine Handlungsweise ab, die dahin lautete, daß die Beharrlichkeit, mit welcher die hiesigen Schiffe den Schiffen seiner Flotte folgten, ihn bewogen hätte, irgend eine willkürliche Abfahrt zu ergreifen, für welche vorbereitet zu sein es gut sei. Um die Möglichkeit einer Kollision zu verhindern oder zu vermindern, begaben sich die englischen Schiffe nach Yokosuka und berichteten den Vorfal ihrer heimischen Regierung.

Jobkies.

7. Auf die Lohnverhältnisse unserer Werkstattdarbeiter ist ein Umstand von großem Einfluß, der bisher in der öffentlichen Diskussion wenig oder gar nicht Erwähnung gefunden hat, es ist dies nämlich die pecuniäre Lage des Arbeitgebers. Daß die Jobhaber einzelner Werkstätten ver-zusen sind wegen ihrer un-pünktlichen Lohnzahlung, ist nicht das Schlimmste, in solchen Fällen liegt wenigstens ein kleiner Rechtsanspruch an den Schuldner vor. Viel schlimmer liegt die Sache für Alford-arbeiter, wenn der Prinzipal aus Mangel an Mitteln fortwährend behindert ist, das zur Arbeit erforderliche Material zu beschaffen. Der Arbeiter beginnt ein Stück Arbeit, muß mitten in derselben aufhören, weil ihm das vom Prinzipal zu liefernde Material fehlt; dieser läßt den Arbeiter dann zwar drei neue Stücke anfangen, keines derselben kann zu Ende geführt werden, der Arbeiter muß lange unfreiwillige Pausen in der Arbeit machen. Drängt er auf Lieferung des Materials, so giebt es Panik und Streit mit dem Meister, bei dem der Geselle regelmäßig den Kürzeren zieht, denn verläßt er die Arbeit, so läßt der Meister die angefangenen Stücke von einem Andern fertig machen und dann entfällt auf den bereits geleisteten Theil der Arbeit, der meistens im Klagenwege festgestellt werden muß, und wofür dem Arbeiter die Beweislast obliegt, ein so geringer Theil des Lohnes, daß der Arbeiter dabei regelmäßig zu Schaden kommt. Solche Pausen-schätzungen am Arbeitslohn kommen leider nur zu häufig vor, und es wäre Zeit, dagegen ernsthafte Schritte zu unternehmen. Läßt sich vor Gericht die Ansicht nicht mit Erfolg vertreten, daß ein Alford-Arbeiter, wenn er durch Schuld des Meisters die zur Fertigstellung der Arbeit erforderliche Zeit nutzlos verbracht hat, den vollen Alfordlohn zu beanspruchen hat, was durch einen Prozeß festgestellt werden müßte, so werden die Arbeiter auf andere Mittel zu ihrem Schutze gegen solche Lohn-zweckerei denken müssen.

7. Die Transporte der Militär-Arrestanten durch die Straßen unserer Stadt bestehen noch immer in der schon oft besprochenen und allerorts abfällig beurtheilten Weise fort. Die Soldaten-Figuren in der Kommissär- und mit der entsprechenden Brod-Ration unter dem Arme, auch wohl mit dem Tornister ausgerüstet, so daß die Schwärze der zu verhörenden Strafe äußerlich deutlich erkennbar wird, bewegen sich noch immer aus allen Stadtgegenden und zu jeder Tageszeit in der Richtung nach und von dem roten Hause des „Vater Philipp“ in der Lindenstraße. — Als bei der letzten Stat-berathung im Reichstage diese Angelegenheit zur Sprache gebracht wurde, erkannte der Herr Reichsminister diesen Uebelstand an und erklärte sich bereit, seinerseits dahin zu wirken, daß in diesem Punkte der militärischen Strafvollstreckung, wie er sich satzungsmäßig ausdrückt, die Öffentlichkeit des Verfahrens beibehalten werde. — Seit jenem Versprechen ist über ein halbes Jahr vergangen, ohne daß eine bemerkenswerthe Aenderung in dem Verfahren eingetreten wäre. Allerdings bemerkt man heute, daß der den Arrestanten begleitende Unteroffizier, der früher dicht neben jenem ging, heute manchmal einige Schritte hinter demselben oder wohl auch auf der anderen Seite des Damms geht, aber daß dadurch diese Transporte auch nur im Mindesten weniger auffallend geworden wären, als sie es früher schon waren, wird Niemand behaupten, der sich in den Straßen unserer Stadt längere Zeit zu bewegen Gelegenheit hat. Ver-bauernde oder spöttische Blicke der Vorübergehenden, höhnende Bemerkungen der Gaminis und wohl auch die Nachfolge der lieben Straßenjungen sind heute wie früher mit solchen Transporten verbunden. Um das dadurch gefährdete Ehr-gefühl der Soldaten zu schonen, sollte die Art des Trans-portes geändert werden. Dieser Zweck ist, wenn eine Aende-rung der Transporte überhaupt angeordnet sein sollte, in keinem Falle erreicht.

Die Elephantiasis, eine Krankheit, die nur in West-indien endemisch ist, wird seit kurzer Zeit in einem ein-zelnen Falle bei einer 65jährigen Dame in der Berliner Charité behandelt. Die Krankheit wird durch einen Parasiten erzeugt, welcher sich insbesondere in die Haut der Beine ein-gräbt und eine derartige Wucherung der Gewebe hervorruft, daß der Fuß um das Sechsfache seines natürlichen Umfangs vergrößert wird und das Bein Lehnstüchlein mit dem Fuße eines Elephanten erhält. Die französischen Ärzte nennen diese Pfüße piods de Barbados, weil besonders auf der Insel Barbados die Krankheit heimisch ist. Im vorliegenden Falle ist die Krankheit, wie man annimmt, durch ein englisches

Thür und sagte, ein blaues Rouvert hinreichend: „Tele-graphische Depesche, Herr Rotar!“

„Gut, quittiren Sie darüber. Was ist es, Ruz?“
Ruz hatte das Rouvert schon erbrochen. „Von Ham-burg, Herr Rotar — in englischer Sprache.“

„Von der Amerikanerin?“ rief Bäcker rasch. „Was schreibt sie?“

„Nur wenige Worte: „I shall be in Rhodenburg tonight with the last train“ — sie kommt also noch heute an.“

„Also noch in Zeit,“ nickte Bäcker; getraust Du Dich, sie auf der Bahn zu finden, Ruz, wenn sie an-kommt?“

„Ich denke, ja.“
„Dann führe sie in das „Römische Haus“ an der Ecke von Markt, es ist ganz in der Nähe und sie selber dort gut aufgehoben; wirf Du das besorgen?“

„Gewiß, Herr Rotar.“
„Und haben die Leute bis jetzt ihre Schuldigkeit ge-zahlt?“

„Ich glaube, ja,“ erwiderte der kleine Mann. „Was Graf Rawen in der Tasche fortträgt, können sie natürlich nicht überwachen, aber wir dürfen so ziemlich beruhigt dar-über sein, denn er scheint noch keine Ahnung irgend welcher Gefahr zu haben.“

„Deso besser. Du sorgst mir dafür, Ruz, daß darin nichts vernachlässigt wird, denn der Herr hat hier sehr flott gelebt und muß also auch noch über ziemlich bedeutende Mittel verfügen. Herr Du mein Gott ist das ein vach-aller Seiten durchtriebener Schuft und reif für den Gal-gen seit langen Jahren, und wie viel fehlte, so wäre ihm hier doch noch zuguterletzt ein Hauptschlag geplückt, denn es handelt sich jetzt schon nicht einmal mehr um Tage, son-dern nur um Stunden. — Frein!“

Die Thür öffnete sich, und Hofapotheker Semmlein kam auf der Schwelle.

„Haben Sie meinswegen vielleicht fünf Minuten Zeit, Herr Rotar?“ sagte der kleine Mann, während er aber die Thür noch offen hielt.

Rechtlich ist es dem ehe, 6 Uhr gegen die Die Ver- diktanten als Greif- schreih nur als den, daß Arbeit- werden. Kraus- und wird. — lich nicht 5 ehe- tigen in eine Dr- le Strei- e lang- ne von- 6 Uhr- mungen- numme- über des- des Dan- Ganach- des Ho- das Ju- effen mit- 5 575 U- umen. In- r. Chales- es Innen- Hall eine- welche in- als sie die- ich 1 Uhr- ern, späh- le trüb- der ein- ter sei die- überstie- der We- Jung mö- der Rati- dungs- e schu- at — der- Millionen- Länd- ionen hat- beschrän- e auf — nachstie- des Ehe- ers u- roger An- Ju- lony- chen in- an Lomb- ummande- u, um- nerschiff- Als zu- ruffte. — loskullig- ede Be- er Schen- doch — den — itän- inem — Mar- hen? — nur neu- hiete mit- gegen- ven Mann- und nicht- üsse, und- wieder — geworden- tigte. In- , und er- noch zu- indem er- Arzt nahm- entgegen- wird mit- esen Man- es nicht- des zum- aut, und- f in die-

zuvertrauen, daß „er selbst zum Bürgermeister gehen und ihm sagen werde, was er für eine Saupolizei habe.“ Um im Bilde zu bleiben, nannte er den anwesenden Stationsführer der Feuerwehr, Heller, „Schweinekerl“ und theilte diesem „Schweinekerl“ mit, daß er ihn wie einen Hund niederstrecken werde. Also die Anklage, die auf Antrag des Stadtmagistrats Landshut erhoben worden ist und bereits insofern eine kleine Geschichte hat, als sich deren Verhandlung ziemlich lange hinauszogezogen hat. Warum, steht ein gewöhnlich gebildeter Mensch nicht recht ein. Der Herr Lieutenant muß zugeben, daß die Anklage im wesentlichen richtig ist. Nur will er gereizt gewesen sein, weil Herr Roxberger das Wort „Schämen Sie sich, meine Herren“ bei der notwendig gewordenen Zurückweisung gebraucht haben soll. Herr Lieutenant Reschreiter braucht sich vermuthlich nicht zu schämen, wenn er sich ungezogen benimmt, ergo benahm er sich noch — ungezogener. Herr Roxberger bestreitet übrigens die Worte „Schämen Sie sich“ gebraucht zu haben. Sehr wahrscheinlich ist das auch nicht. Dagegen hält er, sowie Herr Heller aufrecht, daß die beleidigenden Ausdrücke gefallen, auch der Lieutenant Bellinger hat den Ausdruck Saupolizei gehört. Im weiteren Verlaufe der Verhandlung wird bezugt, daß Roxberger die Aeußerung „Schämen Sie sich“ gethan, merkwürdigerweise hat gerade der Hauptmann Sonnenburg, der Nichtbeleidigte, sie nicht gehört. Höchst charakteristisch sind die Aeußerungen des Magistratsrats Bescheit; er muß zugeben, daß Roxberger vollkommen pflichtgemäß gehandelt; er hätte zwar eine andere Form wählen können. Diese Aeußerung bezieht sich jedenfalls auf die durchaus nicht sicher gebrauchten Worte „Schämen Sie sich“. Also, folgert einer der Geschworenen, geben Sie zu, daß Roxberger sich nicht taktvoll benommen. Wie feinsüßig doch so ein Rottmestreter sein muß, daß er taktlosen Offizieren gegenüber ein Gotteswillen nicht ein Wort zu viel sagt. Weiter konstatirt Herr Bescheit, daß man die Sache gerne auf sich hätte beruhen lassen, wenn man gewußt, daß der Lieutenant Reschreiter bereits disziplinarisch bestraft sei und wenn nicht das Regimentskommando die Bestrafung des — Roxberger verlangt hätte. Der Staatsanwalt hält die Klage aufrecht und betont, es sei eine schöne Frucht des öffentlichen Verfahrens, daß hier Jeder Gelegenheit habe, sich davon zu überzeugen, daß hier nur nach Recht und Gerechtigkeit geurtheilt werde. Die Öffentlichkeit in allen Ehren, soll aber Recht und Gerechtigkeit ganz gewahrt werden dem Reschreiter gegenüber wie dem Roxberger, dann fort mit der ganzen Militärgerichtsbarkeit, der Richter sei einer im Deutschen Reiche, jedes Standesgericht kann aus den Vorurtheilen des Standes nicht heraus. Der Verteidiger, Graf Arco, bezeichnet das Verfahren des Lieutenant Reschreiter als „Ehrennothwehr“, ein begrifflich wie sprachlich neues Wort. Es genügt, dies Wort erwähnt zu haben, um die Vertheidigung wiederzugeben. Ganz im Vorübergehen sei die Strafliste des Angeklagten erwähnt; er ist vorbestraft wegen Verstoßes nicht standesgemäßer (!) Gesellschaft, unvorsichtigen (!) Gebrauchs einer Peitsche beim Rekrutenunterricht u. s. w. Das Urtheil lautet: Secondelieutenant Reschreiter ist schuldig der Beleidigung des Rottmestriers Roxberger; öffentlich war dieselbe nicht (denn, dies erlaube ich mir hinzuzufügen, sie geschah nur an einem öffentlichen Orte), er ist weiter schuldig der Beleidigung nicht der Landshuter Polizei (von der er gesprochen), sondern nur des Rottmestriers (den er gemeint), als er von Saupolizei sprach. Zu alledem war er durch den Rottmestreter gereizt. Der Staatsanwalt beantragt 30 Mark Geldstrafe, der Verteidiger Straffreiheit. Urtheil: Straffrei wegen Kompensation, heißt zu deutsch: „Schämen Sie sich“ für einen Offizier und „Saupolizei“ für einen Rottmestreter ist dasselbe, notabene wenn der Rottmestreter den Offizier durch das „Schämen Sie sich“ reizte. Die Kosten trägt der Staat, Konto: „Ehrennothwehr“ der Offiziere. (Zeit. Btg.)

Ein Indizienprozess. Im Petersburger Bezirksgericht wird gegenwärtig der Prozess gegen den Premier-Lieutenant Jmschenezki verhandelt, der unter der Anklage steht, seine junge Frau mit Vordacht ertränkt zu haben. Wie die „D. P. B.“ der Anklageakte entnimmt, habe der Angeklagte, ehe er seine im vorigen Jahre aus dem Leben geschaffte Frau Marie, geb. Seredrijakow, heirathete, um die Hand einer gewissen Helena Komynin angehalten; doch konnte die Ehe nicht geschlossen werden, weil weder Jmschenezki noch die Eltern der Komynin vermögend waren. Im Sommer 1883 entließ Jmschenezki sich zu einer Geldheirat und bewarb sich um Marie Seredrijakow, die Tochter eines reichen Kaufmanns. Nachdem er von seinem zukünftigen Schwiegervater gegen einen Wechsel 4000 Rub. gestehen, verlangte er einen Kaufbrief über das als Mitgift für seine Braut bestimmte Haus auf seinen Namen; da aber der Schwiegervater hierauf nicht einging, brach er auf einige Zeit jeden Verkehr mit ihr ab, nicht aber mit Marie; gleichzeitig aber drang er aufs Neue in Komynin, die Verlobung mit dessen Tochter zu gestalten, indem er angab, von irgend einer Tante viel Geld geerbt zu haben. Da Komynin nicht auf Jmschenezki's Wunsch einging, Seredrijakow aber den Wechsel protestirte und klagbar wurde, so entließ J. sich endlich doch, die Tochter des letzteren zu heirathen, verheiratete aber bei Komynin ganz ruhig als — zukünftiger Bräutigam von dessen Tochter, indem er letztere zwar von seinem Vorhaben, Marie S. zu heirathen, in Kenntniß setzte, nicht aber ihre Eltern. Nach der Hochzeit verband Jmschenezki von seiner jungen Frau eine Vollmacht zur Verwaltung ihres Hauses und bald darauf sogar eine testamentarische Bestätigung zu erlangen, in welcher sie zu seinen Gunsten auf ihr sämmtliches Eigenthum verzichtete. Im Hause Komynin's verkehrte Jmschenezki nach wie vor und erzählte dort, er habe eine ganz kranke, dem Tode nahe Person geheiratet. Als seine Frau schwanger wurde, versuchte er es durch verschiedene Mittel zu einem Abortus zu bringen. Hierzu kam nun endlich die Bootpartie vom 31. Mai. Um 10 Uhr Abends bei hohem Wetter und Regen brachte er seine Frau allein auf eine kleine Jolle, und sie ertrank gerade an einer Stelle, die durch dichtes Laub sehr gedeckt ist, und obgleich sie gut zu schwimmen verstand. Jmschenezki selbst hatte sich mit der einen Hand am Rande des Bootes festgehalten, und nachdem er ans Land gebracht worden, sich für das Auffinden der Leiche seiner Frau nicht im geringsten interessirt, sondern begonnen, bald wieder der Helena Komynin Heirathsanträge zu machen. Einen Brief derselben, der offenbar sehr verhängnisvoll für ihn sein mußte, zerriß er in Gegenwart der Gerichtsbeamten und machte endlich sehr widersprechende Aussagen über den Tod seiner Frau. Als letzter Verdachtsgrund ist noch der Umstand anzuführen, daß Jmschenezki während der Bootfahrt seinen Paletot nicht ganz anzog, offenbar um im Schwimmen nicht gehindert zu werden, also wohl seine Frau ins Wasser zu führen beabsichtigte, ohne sein eigenes Leben ernstlich in Gefahr bringen zu wollen. Dies sind die einzelnen Anhaltspunkte, auf denen die Anklage beruht, die auf Betreiben Seredrijakows (des Vaters der Frau S.) anhängig gemacht wurde.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Massenpetitionen an den Reichstag, denselben aufzufordern, neben dem Verbot der Sonntagsarbeit auch ein wünschames Arbeitererziehungsgesetz einzuführen, werden jetzt auch in Hamburg vorbereitet. Ueberhaupt hört man aus verschiedenen großen Städten von derartigen Vorbereitungen. Komitees treten an verschiedenen Orten zusammen, Versammlungen werden abgehalten und der Wille des Volkes kann nunmehr leicht erkannt werden. Besonders Enqueten werden dadurch überflüssig. Berlin, die Reichshauptstadt darf bei dieser Bewegung, welche für die Arbeiterklasse von großer Wichtigkeit ist, nicht zurückbleiben.

Die Erhöhung der Kornpreise wird natürlich jetzt schon von manchem Bäcker benutzt, für sich besondere Vortheile zu erwidern. Die Bäcker wollen nämlich von der bekannten „Schäffschur“ auch etwas mit haben, sie gönnen es den Großgrundbesitzern nicht, daß diese allein das Schädchen scheeren. So haben in Großalmerode am Harz die Bäcker den Preis eines großen Brodes um 10 Pf. im Preise erhöht. Eine Kaufmanns-Firma richtete darauf sogleich eine große Bäckerei ein und verlor das große Brod anstatt, wie der Bäcker zu 1 R. 20 Pf. zu 35 Pf., worauf die Bäcker zu dem alten Preise von 1 R. 10 Pf. zurückkehrten. Die Agrarier haben nun nichts allgeres zu thun, als auf die bösen Bäcker zu schimpfen; doch paßt ihnen dabei das Unglück, daß die biederen Bäcker in Großalmerode sämmtlich konservativ sind, die Kaufmanns-Firma aber liberal ist. Die Agrarier aber, die Getreidehändler, sind übrigens auch sämmtlich Junkerbäcker; wenn es nun nach ihnen ginge, dürfte die Kaufmanns-Firma den biederen Bäckern gar nicht ins Handwerk pfeifen und der höhere Brodpreis müßte von der Bevölkerung getragen werden. Daraus sieht man, in welche Widersprüche die „Rückwärtsler“ sich fortwährend verwickeln.

Die Maschinenfabrikerei im sächsischen Voigtlande geht immer noch sehr schlecht. Die Handwerker und kleinen Kaufleute klagen mit, weil die Arbeiter nicht verdienen. Da aber auch in anderen Ländern, wo Maschinenfabrikerei betrieben wird, der Geschäftserfolg ein ungemein schlechter ist, besonders in der Schweiz, die hundertmal soviel Maschinen besitzt, als das Voigtland, so hat man keine Hoffnung auf baldigen Aufschwung dieses Geschäftszweiges.

Eine Lumpenengroßhandlung in Köln a. Rh. hat ihre Zahlungen eingestellt. Das Defizit soll mehrere hunderttausend Mark betragen. Man sieht daraus, wie selbst die Kleinsten, im Einzelnen werthlosen Sachen durch den Großbetrieb verarmt werden können. Es soll die betreffende Firma Jahre lang ungemein gute Geschäfte gemacht haben und schließlich nur durch den Zusammenbruch einiger Papierfabriken in Verlegenheit gekommen sein, die zum Sturze führten.

Die Weisgerber in Neuhaldensleben haben, 60 an der Zahl, in der Adreht'schen Handsch.-fabrik die Arbeit eingestellt. Im vorigen Jahre ging das Geschäft schlecht, in Folge dessen die Löhne um 60 Pfg. täglich gekürzt wurden. Bei dem gegenwärtig guten Geschäftszuge verlangen nun die Arbeiter die Wiedererhöhung der Löhne um dieselbe Summe. Und doch wollen die Weisgerber die Fabrik dieser naturgemäßen rechtlichen Forderung nicht entsprechen, sie wollen nämlich den Versuch machen, die Weisgerber durch billigere Arbeitskäfte zu ersetzen.

Die Baumwollspinnerei am Stadtsack zu Augsburg ist eine der bedeutendsten Textilfabriken in Deutschland. Der bairische Fabrikinspektor hat in seinem letzten Berichte die Wohlfahrts-Einrichtungen in derselben ungemein belobt. Nun aber ergibt sich mit dem Rechnungsabschluss der Fabrik pro 1881, daß in diesem Jahre für Unterstützungskosten 85,917 Mark weniger als im Jahre 1880 gezahlt worden sind. Die Anstalten an die höheren Verwaltungsbeamten aber sind sehr bedeutend und an Dividenden wurden nicht weniger als 560,000 Mark vertheilt. Da kann man so recht sehen, wie schlecht es den armen Aktionären in dieser traurigen Zeit ergeht.

Streik der Kohlenarbeiter bei Viberpool. In den der Firma Volkow u. Baugham gehörigen Westerton Kohlenminen ist ein Streik ausgebrochen, an welchem bereits 2000 Arbeiter theilhaftig sind. Der Forderung der in den Viberpooler Minen beschäftigten Arbeiter haben sich auch die Arbeiter der Westerton Minen angeschlossen. Dieselben verlangen ebenfalls eine Lohnerhöhung von 10 Pct., sowie eine Kürzung des Arbeitstages von mindestens 1 1/2 Stunden und glauben auch, daß der Streik durchzuführen sein wird, da die Arbeitgeber einer Lohnerhöhung von 5 Pct. bereits zugestimmt haben.

Kinderhandel bei den Chinesen in Nordamerika. Nicht weniger als dreizehn weiße Kinder hat man kürzlich in San Franzisko im Besitze von Chinesen gefunden und denselben abgenommen. Keines der Kinder war über achtzehn Monate alt und alle waren nach chinesischer Sitte gekleidet. Nur von einem kleinen Mädchen wurde ein Wort Englisch gehört, als es nach seiner Mama schrie. Einem anderen kleinen Mädchen waren die Füße eingeschnürt als Vorbereitung zur Veräußerung der Füße, welche in China Modefache ist. Von den Chinesen, die diese Kinder von 50 bis 100 Dollars das Stück kaufen, hat keiner bis jetzt den Versuch gemacht, sich wieder in den Besitz seiner jungen Sklaven zu setzen. Der „Demokrat“ schreibt: „Seitdem die Polizei im Chinesenviertel Hausdurchsuchungen nach weißen Kindern vornimmt, sind die Chinesen vorsichtig geworden und schaffen ihre jungen Sklaven aus der Stadt oder bringen sie sonstwo in Sicherheit. Der Polizeichef hat deshalb die Hafenpolizisten instruiert, ein wachsames Auge auf alle von hier abgehenden Fahrzeuge zu haben und keinem Chinesen zu gestatten, daß er mit einem weißen Kinde die Stadt verläßt. Der Polizeichef will seiner der Legation einen Gesandten zur Annahme unterbreiten, der in klaren Bestimmungen diesen Kinderhandel verbietet, als dies bei den bestehenden Gesetzen der Fall ist.“ — Man sieht übrigens, wie gerecht die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erlassenen, von deutschen Schwärmern vielfach angefochtene Chinesenbill ist, welche die Einwanderung dieses Volkes beschränkt.

Vereine und Versammlungen.

w. Der Arbeiter-Bezirks-Verein für den Osten hielt am Dienstag, den 16. d. M., in Keller's Lokal, Andreasstr. 21, eine Versammlung ab, in welcher Herr Dr. Gerlach über das Thema: „Bakterien und deren Beziehungen zum Menschen“ referirte. In der Einleitung seines Vortrages, wies der Vortragende auf die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete hin und führte aus, daß dieselben von großem Werth für die Menschheit seien. Nachdem Referent in klaren und verständlichen Worten die verschiedenen ansteckenden Krankheiten wie Diphtherie, Typhus, Cholera u. c. und deren Ursachen erläutert und die Forschungen des Herrn Prof. Koch betz. letzterer Krankheit lobend hervorgehoben hatte, schloß derselbe mit dem Hinweis darauf, daß die Wissenschaft auch ferner mit Hilfe des Mikroskops weitere Forschungen anstellen werde, zum Wohle für die gesamte Menschheit. Reicher Beifall lohnte den Referenten für den interessanten Vortrag. Zur Diskussion sprach Herr Lissmar. — Unter „Verschiedenes“ kam folgende Petition zur einstimmigen Annahme: „Petition an die wohlthätige Stadtverordneten-Versammlung zu Berlin. Der unterzeichnete Vorstand des „Arbeiter-Bezirks-Verein für den Osten Berlin“ unterbreitet im Namen seiner Mitglieder der wohlthätigen Stadtverordneten-Versammlung die Bitte, bei dem wohlthätigen Magistrat der Stadt Berlin den Antrag zu stellen, im Zuge der Fruchtstraße und am Oberbaum je eine Fließbadeanstalt in der üblichen Form zu errichten und das Bad zu fünf Pennigen zu verabsolgen. Motive: In Erwägung, daß alle medizinischen Autoritäten in gesundheitslicher Beziehung sich für Volksbäder ausgesprochen und betont haben, daß das Baden der beste Schutz gegen epidemische Krankheiten ist, und in fernerer Erwägung, daß namentlich für Arbeiter, die den Tag über in Staub und Dunst gearbeitet haben, ein Bad unumgänglich nöthig ist, und im Hinblick darauf, daß der „Arbeiter-Bezirks-Verein für den Osten Berlin“ im vorigen Jahr 3000 Billaets, à 10 Pf., von dem Besitzer der Kuerbach'schen Badeanstalt entnommen und an die Mitglieder abgesetzt hat, daß in diesem Jahre aber der Preis leider um ein Drittel erhöht worden ist, so daß die Mitglieder nicht gut im Stande sind, den erhöhten Preis zu zahlen. Die Anstalt an der Schillingstraße dagegen

stets überfüllt ist, und endlich, daß im Osten und Südosten große Arbeiterviertel der Stadt Schillingstraße liegen, für deren Bewohner die Anstalt nicht zum vollen Theile genügt, ersuchen die Unterzeichneten um Erfüllung ihrer Bitte. Der Vorstand des Arbeiter-Bezirks-Vereins für den Osten Berlin.“ — Ein weiterer Antrag, eine Familien-Partie nach Grünau am 19. Juli zu veranstalten, wurde angenommen. Nachdem der Vorsitzende auf die nächste Versammlung, welche am Dienstag, den 30. Juni, stattfinden aufmerksam gemacht, schloß derselbe nach Erledigung des Tagesordn. um 11 1/2 Uhr die Versammlung.

o. k. Die neue Polizei-Verordnung, wonach die Milchhändler an Sonntagen während des Gottesdienstes die Thüren ihrer Geschäftslöcher geschlossen halten müssen, veranlaßte die Einberufung einer am Donnerstag Abend im Gratzweil'schen Stablissement, Kommandantenstraße, stattgehabten, sehr zahlreich besuchten Versammlung von Berliner Milchpächtern. Der Vorsitzende, Milchpächter Friesefle, leitete einleitend: Die bezeichnete Polizei-Verordnung könne von den Milchhändlern kaum befolgt werden, da sie die letzteren in ihrem Geschäftsbetriebe ganz unendlich schädige, indem ihnen in der heißen Jahreszeit durch das Abschließen der Thüre die Milch verderbe. Dadurch werden aber nicht nur die Milchhändler, sondern folgerichtig auch die Milchkonsumenten geschädigt. Milch, die mehrere Stunden in einem verschlossenen Raume liege, könne selbstverständlich nicht gut sein. Den größten Nachtheil haben in Folge dessen die Säuglinge, die anlässlich der Verordnung am Sonntag zum meist malte Milch bekommen. Aufgabe der Milchpächter sei es deshalb, nicht bloß in ihrem, sondern auch im Interesse des Milch konsumirenden Publikums, das Polizei-Befehl. in der Aufhebung der Verordnung zu eruchen. (Beif.) — Nach längerer Debatte, in der sich sämmtliche Redner mit den Ausführungen des Vorsitzenden einverstanden erklärten, wurde einstimmig beschlossen: bei dem Polizei-Präsidenten, unter eingehender Darlegung der Verhältnisse, um Aufhebung der Verordnung zu petitioniren. — Die Weiteren beschäftigte sich die Versammlung mit den Geschäftsmanipulationen der Milch-Genossenschaften. Es wurde bemerkt: diese Genossenschaften, die sogenannte „Sammelmilch“, d. h. also solche Milch, welche aus mehreren Dörfern an einen bestimmten Zentralpunkt geschafft und alsdann erst nach Berlin gebracht wird, verdrängen, seien durch die Vertheilung der Milch zu liefern. Bei dem bezeichneten Verfahren komme es wohl auch bisweilen vor, daß die Milch, ehe sie an den Zentralpunkt gebracht, einer sogenannten Taufe unterzogen werde. Die Milch, die von dem Bauer direkt bezogen, sei bedeutend zuverlässiger als diejenige der Gutsbesitzer, da der Bauer sich mit seiner Milch selbst beschäftigt und die Milch mit größter Sorgfalt überwache, die Gutsbesitzer dagegen überlassen die Milchwirtschaft ihrem Inspektor, dem oftmals das nöthige Interesse fehle. — Einige Redner konstatirten, daß gerade in diesem Jahre ein fast überreichliches Angebot guter Milch vorhanden sei. Die Gutsbesitzer kommen jetzt selbst zu den Milchpächtern und bieten denselben Milch an. In früheren Jahren mußten die Pächter oftmals erst lange Reisen unternehmen, um überhaupt Milch in Pacht zu erhalten. Das Milchgeschäft in Berlin sei im Allgemeinen ganz rentabel. In Berlin trinke jeder Schlafbusche, ehe er des Morgens auf Arbeit geht, seinen Milchkafee. Im Lande des „Bismarck-Kaffee's“, im Königreiche Sachsen, dagegen trinkt der Bauer des Morgens anstatt Kaffee vielleicht Brannntwein. Daher beschränke sich das Milchgeschäft in Dresden fast ausschließlich auf die Kaffeekäuser. — Der Vorsitzende berichtete endlich noch über das am 29. Mai stattgehabte Stiftungsfest des „Berliner Berliner Milchpächter“.

bo. Der Arbeiterinnen-Verein hielt seine regelmäßige Vereinsversammlung am Donnerstag, den 18. d. M., Abends, in Gratzweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79, ab. Die Fortbildungsschulen für Frauen und Mädchen und die Uebernahme derselben durch die Stadtverwaltung war das Thema der Besprechung. Es wurde schließlich folgende Resolution, die dem hiesigen Magistrat übergeben werden soll, einstimmig angenommen: In Erwägung, daß für Männer und Knaben zahlreiche städtische Fortbildungsschulen bestehen und segensreich wirken, die den Unterricht zu niedrigen Preisen ertheilen, während die für Frauen und Mädchen bestehenden, von Vereinen gehaltenen und unterhaltenen Fortbildungsschulen durch höheres Schulgeld gerade der ärmeren Bevölkerung weniger zugänglich sind und viele Mädchen auch durch die größere Entfernung von der Benutzung abgehalten werden, — wendet sich der „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“ an den Magistrat von Berlin mit der Bitte, wenn auch vorläufig nur versuchsweise, in jedem Stadttheile eine solche Schule für Frauen und Mädchen einzurichten zu wollen.“ Diese Petition wird dem Herrn Oberbürgermeister persönlich überreicht werden.

Die von Herrn Röbel bereits angekündigte Versammlung aller gewerblichen Arbeiter, Kleurer, Kürschner, Tischler, Schloße-, Zimmerleute, Schneider, Fabrikarbeiter u. s. w., überhaupt aller Arbeiter, im Sinne des Titels VII der Reichsgewerbeordnung, findet am Sonntag Vormittag 10 1/2 Uhr, in der Tonhalle, Friederichstraße 112, statt. Tagesordnung: Die Verurtheilung einer Anzahl gewerblicher Arbeiter zu Freiheitsstrafen durch die Gewerbe-Deputation des Magistrats wegen Niederlegung der Arbeit (Streik). Referent: Ein auf dem gewerblichen Gebiete erprobter Rechtsanwält. Korreferent: Tischler Gustav Röbel. Da dieses Thema für alle in der Lohnbewegung lebendigen oder d. h. eintretenden Gewerke ein brennendes ist, so liegt es im Interesse eines jeden gewerblichen Arbeiters, in der Versammlung zu erscheinen. 2. Wahl einer Kommission zur Vertretung der Angelegenheit.

Freie Vereinigung der Graveure, Gelehrten und sonstigen Berufsangehörigen. Versammlung am Montag, den 22. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, Annenstr. 16. Tagesordnung: 1. Geschäftsliches, Bericht des Nachweisedirektors. 2. Diskussion über Verträge. 3. Vorbesprechung über die am 6. Juli stattfindende Generalversammlung. 4. Verschiedenes. Sonntag, den 21. Juni, Partie mit Damen nach Oranien. Abfahrt: Schlesischer Bahnhof früh 7 1/2 Uhr.

Der Fachverein der Korbmacher hält am Sonntag, den 21. Juni, Vormittags 10 Uhr, in Otto's Lokal, Koalderstraße 21, eine Versammlung ab. Tagesordnung: Das Arbeitererziehungsgesetz. Das Erscheinen eines jeden Kollegen ist erwünscht. Bezirksverein des werththätigen Volkes der Schopenhauer Vorstadt. Sonntag, den 21. Juni, Ausflug der Mitglieder nach Wilmannsfluh. Näheres siehe Inserat in heutiger Nummer. Am Dienstag findet eine Generalversammlung des Vereins im Vereinslokale statt.

Die Vereins-Versammlung der Einseger Berlin (Tischler) findet Sonntag, den 21. Juni, Vormittag 10 Uhr, im Vereinslokale, Neue Friederichstr. 44, statt mit der Tagesordnung: 1. Vorlegung des Beschlusses der letzten öffentlichen Versammlung. 2. Vorhandlungsantrag, betreffend das Sommervergnügen. 3. Innere Vereinsangelegenheiten und Fragekasten. Um recht zahlreichen Erscheinen wird gebeten.

*) Anmerkung der Redaktion. Wir glauben im Interesse der Petenten zu handeln, wenn wir sie darauf aufmerksam machen, daß derartige Petitionen nicht an die Stadtverordnetenversammlung, sondern an den Magistrat gerichteter werden müssen. Es ist wenn vom Magistrat ein nicht im Sinne der Peten ein lauterer Bescheid kommt, können sie an die Stadtverordnetenversammlung gehen. Der Instanzenweg muß innewahrt werden.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Die altpreußische Criminalordnung, hervorgegangen aus dem erleuchteten Geist und der humanen Weltanschauung, durch welche die Gesetzgebung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ein wahrhaftiges momentum aere perennius in der Geschichte der Menschheit und ihrer Kulturentwicklung zu einem edleren Leben, wie das politische Testament des Jahres 1808 sich ausdrückt, gesetzt hat, ging von dem Grundsatz aus, daß es dem Staatszweck besser entspricht, wenn ein Schuldiger ungestraft davon kommen, als daß ein Unschuldiger unrechtmäßiger Weise gestraft werde. Es liegt auf der Hand, daß solche Prinzipien cum grano salis angewendet werden müssen, und daß mit ihnen auch Mißbrauch getrieben werden kann, wenn dieses granum salis in der etwas klumpen Faust der Praxis verloren geht. Daraus ergab sich auch, daß die geltenden obersten Prinzipien gewissen periodischen Schwankungen ausgesetzt sind, welche außerdem auch noch durch den Wechsel der tatsächlichen Zustände unterstützt und bestärkt werden. Auch einem nur Reichskanzler soll man zu Zeiten diktatorisch, zu anderen Zeiten konstitutionell regieren, und er hat für beide Methoden bestechende Beispiele aufgestellt. Ebenso wird man berechtigt sein anzunehmen, daß in der Handhabung der Strafgerichtsbarkeit zu gewissen Zeiten eine größere Schärfe herauszuweisen werden muß, während zu anderen Zeiten eine größere Milde waltend ist.

In der neuesten Zeit ist es nöthig geworden, von amtlicher Seite aus daran zu erinnern, daß jede Verurteilung eines Unschuldigen, ja jede Verurteilung eines der Schuld nicht genügend Ueberwiesenen ein Angriff gegen die Rechtschaffenheit, ein Angriff gegen den Zweck und die Ehre des Staates ist. Die Verurteilung zu dieser Strafe hat sich aus der etwas zu förmlichen Befestigung der Strafe über sonst besagener Staatsanwälte ergeben, jede jüngerer oder sonst besagener Staatsanwälte, jede Handlung beliebiger, insbesondere aber willkürlicher Leute zu einem Verbrechen zu stempeln, welches mit allem Aufwand von Scham und Härte an das Licht und zur öffentlichen Strafe zu ziehen sei, auch wenn ein öffentliches Interesse dabei nicht ohne Weiteres und nicht ohne Zwang nachgewiesen werden kann. Es ist gut, daß, wenn auch nicht in Preußen selbst, so doch anderwärts im Deutschen Reich eine amtliche Stimme diesem überhand nehmenden Drange Halt gebietet. Der Widerhall dieses Rufes wird sicherlich im Allgemeinen nicht ausbleiben.

Neuere Vorgänge machen aber auch auf die Rehrseite der Redaktion aufmerk, und bisher hat noch die Warnung gefehlt vor der überhand nehmenden Reizung der öffentlichen Ankläger, Privatangelegenheiten, welche der Betroffene recht gut vor dem Richter in Verteidigungs- oder selbst in Verleumdungsfällen zu verfolgen in der Lage ist, wenn ihm die Sache dazu angethan scheint, zu Staatsaktionen aufzubauen, sobald es sich um Leute handelt, welche verfehlen, sich eine gewisse ruhige Haltung zu verschaffen. Durch den Schand, den die Staatsbehörde in solchen Fällen der angegriffenen Ehre der Männer angedeihen läßt, wird der Anreiz, der vielleicht, wenn auch nicht immer, seine guten Gründe für den Angriff gehabt hat, von vornherein schon gelöst, und es wird ihm in vielen hervorragenden Fällen die Möglichkeit abgenommen, und ist ihm in solchen Fällen abgehandelt worden, den Angriff so zu rechtfertigen, daß was abgeschrieben worden, den Angriff so zu rechtfertigen, daß was abgeschrieben war, das Schreiben der Angegriffenen die Aufmerksamkeit des Strafrichters auf sich ziehe. Indem der öffentliche Ankläger dies ihm zusehender Anklagemonopol dazu gebraucht, die formelle Seite der zugefügten Verleumdung zum Gegenstand eines Strafverfahrens zu machen, scheidet er in der Regel den Weg ab, auf welchem ohne seine Mitwirkung Niemand dem Angegriffenen beizukommen vermag. Dieser Weg würde aber offen bleiben, wenn der öffentliche Ankläger, statt blind zu verfolgen, zunächst in Erwägung säße, ob die zuge-

fügte Verleumdung nicht in der Art weiter verfolgt werden muß, daß der Verleumdete zur Verantwortung gezogen wird. Da der Staatsanwalt mit dem Anklagemonopol ausgestattet ist, so sollte er gegen Verleumdungen, selbst gegen Verleumdungen, nur dann erst einschreiten, wenn durch dieselben gegen die Rechtschaffenheit "gefährdet" wird, wenn "ein Angriff gegen den Zweck und die Ehre des Staates" vorliegt, nicht aber ohne dieses Merkmal, wenn es sich nur gerade um eine bedeutende Persönlichkeit in öffentlicher Stellung, und weil es sich um eine solche handelt, oder weil dieselbe sich von dieser oder jener Seite her einer mächtigen Protection erfreut. Die Fälle, in denen es sich um ein Staatsinteresse handelt, werden nur sehr wenige sein. In allen anderen sollte der öffentliche Ankläger die Verleumdung der Verleumdung oder Verleumdung dem Richter überlassen, und die Staatsgewalt, dieselbe aus dem Spiele lassend, nicht in Privatangelegenheiten hineinzuweisen und dadurch einer Verleumdung in gewissen Sinne ausweichen.

Wohl aber wäre es die Pflicht der Anklagebehörde, nachdem sie dem freien Austausch der Beweismittel vor dem Richter nicht vorgegriffen hat, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, ob der Verleumdete durch sein Verhalten begründeten Anlaß zu einer öffentlichen Klage gegeben hat, und ob sich daraus nicht für die Staatsgewalt die Pflicht ergibt, dem Treiben desselben näher nachzugehen. Nimmt der öffentliche Ankläger ohne diese vorgängige Prüfung den Verleumdeten um seiner äußeren Stellung willen in Schutz, so wird die Volkstimme, weil es nunmehr unmöglich gemacht wird, der Sache vollständig auf den Grund zu gehen an der Handhabung des Staatsrechts irre werden müssen, und das öffentliche Rechtsbewußtsein erleidet eine weit schwerere Schädigung, als der raffinsten Verleumdung und der unerschämteste Verleumder demselben zufügen kann, wenn der Angegriffene schweigt oder nur vor dem Richter Remede sucht, was ihm immerhin überlassen bleiben kann. Exempla docent! („Voss. Blg.")

Politische Uebersicht.

Der Bundesrath wird wahrscheinlich in nächster Woche zwei Plenarsitzungen abhalten, die letzten vor den Sommerferien. Wenn berichtet wird, daß die drausgeschweifige Frage unter allen Umständen in einer dieser Sitzungen zur Erledigung gebracht werden soll, so darf man darin eine Bestätigung der Annahme erblicken, daß Herr v. Bismarck der Majorität für den preussischen Antrag sicher ist.

Zur Dampfersubvention verlautelet jetzt, daß die Verhandlungen mit dem Norddeutschen Lloyd zum Abschluß gekommen und der Kontraktentwurf bereits am Freitag, 12. d. M., an den Reichskanzler nach Rastatt zur Genehmigung abgegangen ist. Ueber den Inhalt des Vertrages schreibt die „Voss. Blg.“: „Der Nordd. Lloyd hat sich bereit erklärt, die Einrichtung und den Betrieb von regelmäßigen Postdampfschiffverbindungen von Bremen nach Ostafrika und Australien, so wie im Mittelmeer unter den von der Reichsregierung gestellten Bedingungen für die Dauer von 15 Jahren gegen einen jährlichen Zuschuß aus Reichsmitteln von 4 400 000 M. zu übernehmen. Er hat sich erboten, auf der ostafrikanischen und Mittelmeerlinie mit einer Schnelligkeit von 12 Knoten statt geforderter 11 1/2 Knoten zu fahren. Er will sechs neue, in Deutschland gebaute Dampfer einsetzen und neun von seinen anderen, im besten Zustande befindlichen und auf ca. 13 Knoten Schnelligkeit kontraktierten Dampfern einsetzen, die mit allem Komfort für Passagiere versehen und wozu fünf speziell für die tropische Fahrt gebaut sind. Die Bestimmung der Höhe der Kautionssumme in Staatspapieren hat der Nordd. Lloyd der Reichsregierung einfach überlassen.“

Oesterreich-Ungarn.

Der Streik in Brünn beschäftigt mehr oder weniger die gesamte Presse. Während die liberalen und im Sinne der Fabrikanten stehenden Organe den Arbeitern und namentlich dem ihnen verhassten Normalarbeitsstag die Schuld an dem

Streik zuschreiben, beschäftigen die minder partiellischen Blätter, daß die Arbeiter im Rechte sind. So schreibt die „W. A. Z.“: „Wenn nun von fabrikantenfreundlichen Blättern aus Brünn geschrieben wird, daß in den dortigen Fabriken bisher von 6 Uhr früh bis 7 Uhr Abends mit anderthalbstündiger Unterbrechung gearbeitet wurde, so ergibt sich eben daraus die Richtigkeit der Auffassung der Arbeiter, daß der Arbeitstag nunmehr um 6 Uhr Abends aufzuhören habe, denn an die Stelle des dreizehnstündigen Arbeitstages ist eben die zwölfstündige und demzufolge an die Stelle der nach der Angabe der Organe der Industriellen bisher üblichen effektiven Arbeit von 11 1/2 Stunden die von 10 1/2 Stunden getreten. Die Arbeiter wehren sich gegen die Entrechnung der zwei viertelstündigen Pausen in die Gesamtdauer des Arbeitstages, woraus dann freilich eine elfstündige Effektivarbeit resultirt. Es ist aber kein gesetzlicher Anhaltspunkt für die Behauptung vorhanden, daß die halbstündige Pause außerhalb des Rahmens des Arbeitstages falle, die Mittagspause jedoch in denselben. Die Fixirung der Arbeitszeit von 6 Uhr Morgens bis 1/7 Uhr Abends entspricht unter gar keinen Umständen dem Gesetze, denn entweder sind die anderthalbstündigen Arbeitspausen aus dem Begriffe des Arbeitstages auszuschließen, dann ist von 6 Uhr Morgens bis 1/8 Uhr Abends zu arbeiten, oder sie sind hinwegzurechnen, dann hat der Arbeitstag um 6 Uhr Abends abzuschließen. Die in Brünn getriebene Unterscheidung zwischen Mittags- und anderen Pausen erscheint uns nicht zulässig. — Die „Germania“ bemerkt zu den gebührenden Auslassungen gewisser Blätter über den Streik: „Die Blätter der Manchesterer sind auf ihrer Suche nach den Uebemern der Unruhen glücklich so weit gekommen, daß sie die Freunde der Arbeiterschutzgesetzgebung und der gesetzlichen Sonntagsruhe dafür verantwortlich machen. Das Arbeiterschutzgesetz hat den Konflikt betaufschworen. Darum lebe die freie, vom Staate nicht reglementirte Gypslogenheit, das freie Spiel von Angebot und Nachfrage!“ — Sogar der fromme „Reichsbote“ kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß in dem Vorgehen der fabrikantensfreundlichen Presse eine große Gefährlichkeit liegt. Er schreibt: „Die ganze „liberale“ Presse nimmt in einer so tendenziösen Weise für die Arbeitgeber und Fabrikanten Partei, daß wir einstweilen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen halten, der ganze Putsch sei angezettelt von den Kapitalisten, die äusserst ergrimmt sind, daß der Normalarbeitsstag ihrer bisherigen Praxis der Willkür ein Ende setzt.“ — Das „Berliner Tageblatt“ bringt heute wiederum einen sensationell aufgedunsenen Artikel als „Original Korrespondenz“. Sein Leben des Artikels aber kommt einem des Gefühls, als ob der Artikel in der Jerusalemstrasse beim Genuss einer „Ungepufften“ angefrischt worden ist. Es geht doch nicht über wahlheiligem Original-Artikel des Berliner Tageblatts.“

Die Wiener Bäckereibewerber scheinen ebenfalls ein Paar in der neuen Gewerkeordnung gefunden zu haben. Rängster Tage begaben sich die Vorstände der Wiener Bäcker-Genossenschaft zum Handelsminister, um eine Petition zu überreichen, welche die Schwierigkeiten der Durchführung der Sonntagsruhe bei diesem Gewerbe beleuchtet. Auch wird auf die unangenehme Stellung der Bäcker gegenüber den vermögenden Konsumenten hingewiesen, welche nun in Folge der Sonntagsruhe nicht wie an Wochentagen, das Gebäck zu jeder Tageszeit frisch haben können. Zudem beginnen und hören bei der Bäckerlei die unterschiedlichen Arbeiten durchaus nicht zur selben Zeit auf. Der Deputation wurde bedeutet, das Hauptgewicht der Sonntagsruhe sei in dem Sinne aufzufassen, daß ein jeder Arbeiter an Sonntagen eine Ruhepause von zwölf Stunden haben müsse. In Folge dessen giebt die Genossenschaftsvertretung den Bäckereimeistern bekannt, daß es im Sinne des Gesetzes genügt, wenn die Haupt- oder Backarbeiten Sonntag Mittags zwölf Uhr aufhört und nach zwölf Uhr Nachts wieder beginnt. Die Deputation dagegen, die eine halbe Stunde oder auch ganze Stunde länger arbeiten müssen, sollen Nachts entsprechend später die Arbeit aufnehmen; die Arbeiter und ihre

Der Pythagoräische Lehrsatz.

Aus dem Italienischen des Castelnovo.

„Der Lehrsatz des Pythagoras!“ sagte Professor Roveni mit einem gewissen verächtlichen Ton, indem er ein Papier mit einem gewissen verächtlichen Ton, indem er ein Papier aus einander faltete, das ich mit großer Vorsicht aus einer Urne auf dem Katheder gezogen hatte. Dann zeigte er das Papier dem neben ihm sitzenden Regierungs-Kommissar und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Endlich gab er es mir, daß ich mit eigenen Augen den Titel der Aufgabe lesen konnte.

„Gehen Sie an die Wandtafel,“ sagte er mit einer Handbewegung hinzu.

Der Kandidat, der mir in der grausamen Prüfung vorgezogen war und sich ziemlich gut aus der Affaire gezogen hatte, verließ das Schulzimmer auf den Fußspitzen, und indem er die Thür öffnete, fiel ein langer Sonnenstrahl in die Klasse. In diesem Strahl, der auf dem Fußboden und an der Wand tanzte, hatte ich das Glück, meinen eigenen Schatten zu erblicken.

Die Thür schloß sich und eine Art Halbdunkel herrschte wieder in der Stube. Ich muß bemerken, daß es ein glühend heißer Augusttag war, und die groben blaueinenen Vorhänge waren nur ein schwacher Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne, deshalb hatte man auch die Fensterläden geschlossen. Das wenige Licht, das übrig blieb, konzentrierte sich auf den Katheder und die Tafel, es reichte aber immer noch hin, um meine Niederlage zu beleuchten.

„Gehen Sie an die Tafel und zeichnen die Figur!“ wiederholte Professor Roveni, der mein Zaudern bemerkt hatte. Die Figur zeichnen, war Alles, was ich konnte, also nahm ich ein Stück Kreide und ging gewissenhaft ans Werk. Ich hatte keine Eile, je mehr Zeit ich für diesen technischen Theil verwendete, desto weniger blieb für den mündlichen übrig.

Aber der Professor war nicht der Mann, meine ungeschulbige List zu unterstützen.

„Eilen Sie“, sagte er mir, „Sie brauchen keine Madonna von Raphael zu malen.“

Ich mußte zu Ende kommen.

„Jetzt bezeichnen Sie die Figur. Schnell, machen Sie kein kalligraphisches Kunstwerk. Warum streichen Sie dieses?“

„Um es nicht mit dem C zu verwechseln, das ich vorher gemacht habe. Ich ersehe es durch ein H.“

„Welch tiefer Gedanke,“ bemerkte der Professor mit seiner gewohnten Ironie. Sind Sie fertig?“

„Ja, Herr Professor.“ Und innerlich sagte ich hinzu „ach, nur allzu sehr.“

„Vorwärts, was stehen Sie da so abwesend? Beweisen Sie den Lehrsatz.“

Hier fing die Marter an. Die richtigen Ausdrücke der Aufgabe waren meinem Gedächtniß entschwunden.

„In einem Dreieck,“ begann ich sammelnd.

„Weiter.“

„Ich nahm allen Muth zusammen und sagte, was ich wußte.“

„In einem Dreieck... ist das Quadrat der Hypotenuse gleich dem der beiden Katheten.“

„In irgend einem Dreieck?“

„Nein, nein,“ flüsterte eine mitleidige Seele hinter mir.

„Nein, Herr Professor,“ sagte ich.

„Erklären Sie also, was für ein Dreieck?“

„Ein rechtwinkliges Dreieck,“ flüsterte wieder die Stimme.

„Ein rechtwinkliges Dreieck,“ wiederholte ich, wie ein Papagei.

„Stille dahinten,“ donnerte der Professor.

Und dann sich wieder zu mir wendend: „Also, nach Ihrer Meinung ist dieses große Quadrat gleich jedem der beiden kleinen?“ Mein Himmel, die Sache war fürchterlich. Aber ich hatte eine glückliche Inspiration.

„Nein, gleich den beiden zusammen.“

„Der Schluß also, sagen Sie den Schluß! Beweisen Sie!“

„Ich schwigte, aber trotz der tropischen Hitze froh mich zugleich. Ich blickte betäubt auf das rechtwinklige Dreieck, das Quadrat — der Hypotenuse und seine beiden Seiten, nahm die Kreide aus einer Hand in die andere und sagte nichts, aus dem guten Grunde, weil ich nichts zu sagen wußte. Keiner sagte mehr zu. Man hätte eine Wache fliegen hören können. Professor Roveni blickte mich aus seinen durchdringenden grauen Augen mit Schadenfreude an, der Regierungs-Kommissar machte einige Notizen auf ein Blatt Papier. Plötzlich räusperte sich diese Respektsperson, und der Professor sagte mit sanfter Stimme: „Nun?“

„Nun?“

„Ich antwortete nicht.“

Statt mich sofort zu entlassen, wollte der Professor noch ein wenig mit mir spielen, wie die Kaze mit der Maus ehe sie sie verzehrt.

„Nun?“ fing er wieder an. „Sie suchen wohl eine neue Lösung. Ich behaupte nicht, daß keine möglich wäre, aber wir wollen mit der alten zufrieden sein. Vorwärts, erinnern Sie sich nicht, daß die beiden Linien DE und MF verlängert werden müssen, bis sie zusammentreffen? Verlängern Sie sie also, nur Muth.“ Ich that mechanisch, was mir befohlen wurde. Die Figur vergrößerte sich bis in's Unendliche und fiel mir auf die Brust, wie eine Steinmasse.

„Sehen Sie einen Buchstaben auf den Endpunkt, ein R. So. Und nun?“

Ich blieb stumm.

Scheint es Ihnen nicht nöthig, eine Linie von N über A bis an die Basis des Quadrates B H J C zu ziehen?“

Mir schien dies durchaus nicht notwendig, dennoch gehorchte ich.

„Und dann müssen Sie auch die Linien B H und J O verlängern.“

Oh! Ich konnte nicht mehr.

„Jetzt,“ fuhr der Professor fort, „kann ein Kind von zwei Jahren die Erklärung machen. Haben Sie nicht über die beiden Dreiecke B A O und N A F zu bemerken?“

Da ich durch Schweigen nur meine Dual verlängerte, antwortete ich lakonisch:

„Nichts.“

„Mit anderen Worten, Sie wissen gar nichts?“

„Mir scheint, daß Sie das schon seit einiger Zeit gesehen haben müssen“, bemerkte ich mit der kalten Würde eines Sokrates.

„Ach bravo, vorzüglich; sprechen Sie aus diesem Ton?“

So wissen Sie auch wohl nicht, daß der Pythagoräische Lehrsatz die Felsbrücke genannt wird, weil nur Gsel nicht hinüber können? Gehen Sie nur fort. Es ist Ihnen wohl klar, daß Sie das Examen nicht bestanden haben. Ich will Sie lehren, in Zukunft wieder den Don Quixote in meinen Stunden zu lesen oder Ragen zu zeichnen.“

Der Kommissar nahm eine Brise Tabak, ich legte Kreide und Schwamm hin, und verließ unter dem ersten Richern meiner Mitschüler majestätisch die Klasse.

Drei oder vier Kameraden, welche schon das Examen mit nicht viel mehr Erfolg als ich selber gemacht hatten, erwarteten mich draußen.

„Durchgefallen?“

„Aber glänzlich,“ antwortete ich, mich mit edlem

Deiler, die Sonntag Abends ein oder zwei Stunden früher beginnen müssen, damit die Backrubenarbeit am Montag Morgens um 12 Uhr anfangen kann, müssen natürlich Sonntag Mittags ein oder zwei Stunden früher aufstehen, damit eben Jeder seine zwölfstündige Sonntagsruhe voll genießt. Bei den „Schichtenarbeitern“ ist für die kontinuierliche zwölfstündige Ruhepause schon jetzt vorgesorgt. — Die arbeitstäglichen Arbeiter benutzen dieses Vorgehen der Bäckerbestreuer, um die Sonntagsruhe in Miskunda zu bringen. Das Eingreifen des Staates zu Gunsten der Arbeiter ist ihnen tödlich verhasst, es läßt sich aber kaum annehmen, daß sie heute noch mit ihrem Vorgehen Erfolg erzielen werden. — Die Unbequemlichkeiten, welche den Bäckerbestreuern aus der Sonntagsruhe erwachsen, sind ganz untergeordneter Natur und werden sich leicht abzuwenden lassen. Das Publikum wird sich auch daran gewöhnen, am Sonntage kein frisches Brod zu essen. In der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhält man Sonntags nirgends frische Backwaare, das Publikum hat sich daran gewöhnt und die Bäcker haben ihre Ruhe. Warum sollte es in Europa, speziell in Oesterreich, nicht ebenso gut möglich sein, die Sonntagsruhe auch für die Bäcker durchzuführen.

Italien.

Die im April im Mantuanischen und Veronesischen zu Tage getretene agrarische Bewegung hat sich noch immer nicht ganz gelegt. Ad und zu laufen Meldungen über neue ländliche Hausdurchsuchungen und Verhaftungen ein. Jetzt hat — wie der „Post. Ita.“ geschrieben wird — dieses Schicksal auch den Präsidenten der Kärntnergesellschaft in Mantua, einen Arbeiter mit Namen Mario Brogusti, ereilt. Die Durchsuchung seiner Wohnung geschah in Folge Befehls der richterlichen Behörde, weshalb man einen Zusammenhang mit den früher wegen der ländlichen Agitation vorgenommenen Verhaftungen und der darauf bezüglichen, ziemlich weit vorgeschrittenen Untersuchung vermutet. Die Hausdurchsuchung dauerte nicht lange, scheint aber als Ergebnis die Beschlagnahme einer nicht wertvollen (N) Korrespondenz ergeben zu haben, aus welcher hervorgeht, daß die Bewegung viel eher einen politischen als ökonomischen Zweck hatte, und daß die lokalen Revolutionäre mit einzelnen Militärs Beziehungen unterhalten. Brogusti selbst leistete keinen Widerstand, obschon er als einer der thätigsten Agitatoren bekannt ist. Auch in den Wohnungen des Ingenieur Sartori und des früheren Direktors der „Libera parola“, zwei Koryphäen der radikalen Partei in Mantua, wurde Hausdurchsuchung gehalten und eine Anzahl Schriftstücke beschlagnahmt.

— A. Eine Ministerliste ist aus Italien zu melden. Das Kabinett Depretis, Marini hat — nach dem Budget des Jahres — mit einer Mehrheit von 163 gegen 159 Stimmen zur Annahme gelangt, dem Könige das Entlassungsgesuch überreicht. Die Entlassung des Ministeriums konnte um so weniger übersehen, als bei der entscheidenden Abstimmung im Ganzen 322 Stimmen abgegeben wurden, so daß die Regierung nur eine Stimme über die absolute Majorität erbielt, wobei die der Deputiertenkammer angehörenden Mitglieder des Kabinetts noch in dieser Mehrheit einbezogen sind.

lokales.

B. Von einem hiesigen bedeutenden Nationalökonom ist eine Statistik bezüglich des Suezkanalprojekts in diesen Tagen beendet worden. Nach derselben verbraucht der Deutsche durchschnittlich pro Tag 11, der Schwede 9, der Engländer 8 und der Franzose 16, was den in Frankreich gebrauchten Maßstabbildchen gerade kein sehr vortheilhaftes Zeugnis ausstellt. Die Zahl der täglich in Europa verbrauchten Scheinbildchen beläuft sich nach derselben Statistik auf zwei Milliarden.

Über die Ursache des viel besprochenen Unglücksfalles auf dem Rüggele sind dem „W. Post.“ Mitteilungen zugegangen, nach denen folgendes als erwiesen anzunehmen sein dürfte: „Retungsweltyrge waren nicht an Bord des „Nelson“, die Schot war belegt, das Segel, obwohl mit $\frac{1}{4}$ Wind gefahren wurde, ziemlich straff angeholt. In dem Augenblick, als sich die Herren Deinand, der am Ruder war, und Adhmann Biquart gegenseitig anzulinden wollten, muß wohl der Kurs nicht genau beachtet worden sein; das Boot luete auf, kam breitwärts zu den Wellen und lag plötzlich um und versank. Der Kapitän sagte noch 2" über dem Wasserpiegel heraus.“ Im Anschluß hieran macht die genannte Fachschrift noch darauf aufmerksam, wie leicht es sei, Boote in den Dimensionen des genannten Bootes umstürzen zu machen, wie es bei der „Sole“, der „Kapice“ und der kleinen „Windbraut“

Stolz brütend; und fügte hinzu: — „Ich habe es immer gesagt, daß die Mathematik nur für die Philister ist.“

„Das versteht sich!“ rief einer meiner Genossen. „Und welche Aufgabe war Dir zugefallen?“ fragte ein anderer.

„Der Lehrsatz des Pythagoras. Mein Gott, was geht es mich an, ob das Quadrat der Hypotenuse gleich dem der beiden Katheten ist oder nicht?“

„Das kann Dir und mir und aller Welt gleichgültig sein.“ betonte ein Ditter mit der Unerschämtheit eines Dummkopfes von vierzehn Jahren. „Und dann, wenn es gleich, was hat man nöthig, es zu wiederholen? Und was es nicht gleich ist, was quälen sie uns?“

Dieses verlorene Examen hatte einen großen Einfluß auf meine Zukunft. Da es mir unmöglich war, die Mathematik zu begreifen, wurde denselben Tag beschlossen, daß ich den technischen Kursus abbrechen soll. Andererseits erlaubten die Verhältnisse nicht, meine Gymnasialstudien wieder aufzunehmen. Ich mußte also in's praktische Leben treten und sobald als möglich Etwas zu verdienen suchen.

Es war das Bernünftige, was geschehen konnte, und ich hatte keinen Grund, mich zu widersetzen, dennoch gestehe ich, war ich sehr traurig darüber. Mein Widerwille gegen die Mathematik aber lag nicht auf die übrigen Verhältnisse, in denen, ich im Gegentheil ein ziemlich guter Schüler war, und dann liebte ich die Schule. Ich liebte ihre dunklen Gänge, die wir Schüler mit Leben und Leben erfüllten, liebte die Holzbänke die unsere Federmesser verschnitten hatten, ja, sogar die schwarze Tafel, welche Zeuge meiner schwächlichen Niederlage geworden war.

Ich schalt auf den Pythagoräischen Lehrsatz. Bei einer andern Aufgabe, wer weiß? hätte ich vielleicht irgend einen Satz zusammenbringen, und eben, eben mit heiler Haut durchschlupfen können, wie in früheren Jahren. Aber mußte mir gerade der zusehen!

Ich träumte die ganze Nacht davon. Ich sah stets dieses fürchterliche Quadrat mit dem Dreieck darüber, aus dem rechts und links zwei kleinere Quadrate hervorkamen. Dann sah ich ein Gitter von Linien, ein großes Heer von Buchstaben und in meinem Kopf hämmerte es: BAC = NAF; RNAB = DEAB.

Es gebrauchte geraume Zeit, ehe ich von diesem Alp befreit wurde, ehe Pythagoras und seine drei Quadrate meinem Gedächtniß entschwanden. Endlich aber hatte die Zeit, die ja

geschehen sei. Andersfalls hätten die Stäbchen mit Korkplatten belegt werden, jede einzelne 8—10 Pfd. schwer. Diese schwimmen unter allen Umständen auf, während man dies von den Schwimmern nicht sagen könne. Denn für die letzteren habe man keinen Raum in einem kleinen Boot, wenigstens nicht so, daß sie nicht hindern. Schließlich möchte ich doch kein Segler geriter, eine Schwimmweste anzuziehen, wenn dies auch als „Mangelhaftigkeit“ ausgelegt werden könnte. Die von Prof. Benedek erfundenen, mit pulverisirter Korkkugeln versehenen Schwimmwesten sind wiederholt als zuverlässig erprobt worden. Ferner sei noch auf die Gummibälle in New York hingewiesen, die ganz billig zu beschaffen sind. Die Gummiballen und Gummistiefeln, welche mit Luft gefüllt werden, seien nicht durchaus zuverlässig.

B. Die zahlreichen Unglücksfälle, welche durch das Sinken von Segelbooten entstehen, sind immer wieder auf die zunehmende Belastung dieser Boote mit Segeln zurückzuführen. Um die Schnelligkeit der Boote zu erhöhen, werden neben dem Hauptsegel alle möglichen anderen Segel angebracht, so daß es kein Wunder nehmen kann, wenn der Stützpunkt, den das Boot bietet, sich als zu gering erweist, um den plötzlich umspringenden Winden zu tragen. Bei großen Segelbooten findet man die unverhältnismäßig hohe Belastung mit Segeln weniger, als gerade bei kleineren Segelbooten, wo man sie vermeiden sollte. Zahlreiche Segler suchen darin eine Brauerei, daß sie waghalsig mit kleineren Segelbooten laivren und hierbei so tief als möglich die aufgeregten Wellen durchschneiden. Dieses Gebahren kann man direkt als tödlichen Unfug bezeichnen, welcher geahndet werden mußte. Die Ueberlastung von Booten mit Segeln könnte nur dadurch verhindert werden, daß die behördlich bestimmt wird, welcher Flächeninhalt von Segelleinwand auf die und die Größe eines Bootes verwendet werden kann.

ar. Die Untersuchung gegen die Heirathschwindlerin Emilie Reitz ist nunmehr zu einem gewissen Abschluß gekommen: Die Staatsanwaltschaft hat gegen sie und die Wittve Auguste die Anklage erhoben, und von der Strafkammer ist auch bereits die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen worden. Die Untersuchung hat festgestellt, daß die Reitz schon seit 4 Jahren ihr unlauberes Gewerbe betreibt; unter den Heirathslandbuden, welche sie durch schwindelhafte Annoncen anzulocken und auszuüben wußte, sind die verschiedensten Berufsstände vertreten, u. A. Fabrikanten, Kellern, Gutbesitzer, Architekten und Kaufleute. Es hat sich auch weiter herausgestellt, daß die Angeklagte zu vermögenden Damen, die in den höchsten Stand der Ehe treten wollten, nicht die mindesten Beziehungen hatte, in der Regel mußte die Mitangeklagte lange aushalten, die zwar „weder Jungfrau, weder schön“, auf das Uebelwollen aber sich trefflich verstand; sie wiederholte die Vorspiegelungen ihrer Genossin und ging unter 6 Fällen viermal als glückliche Braut hervor. Mit dem Gedächtnis wurde es so gehalten, daß die Reitz für die Vorstellung der Länge oder einer anderen Dame 30 bis 50 R. Liquidität, während ihr ein weiterer und größerer Lohn bei der Verlobung und Hochzeit bevorstand. Zur Ehe kam es glücklicherweise niemals, weil den gepeinigten Liebhabern schon vorher die Augen geöffnet wurden. Im Ganzen sind es ca. 20 Fälle. Bezugshandlungen, Fälschungen von Recepten u., die der Angeklagten Reitz zur Last gelegt werden, während die Länge wegen einer weitläufigeren Anzahl betrügerischer Handlungen angeklagt ist. Als Beweismittel dienen, außer den Zeugnissen von 25 Personen, auch eine Reihe von Geschäfts- und Liebesbriefen. Die beiden Frauen, die übrigens ihre Schwindelereien zum Theil nicht in Abrede stellen, haben am Dienstag, den 23. Juni, vor der 4. Strafkammer des Landgerichts I sich zu verantworten.

a. Bei einem hiesigen Gewerbetreibenden sind am 9. d. M. verschiedene Gegenstände, welche wahrscheinlich aus einem Diebstahl herrühren, zum Kauf angeboten worden, darunter eine graue Wollstrick-Zuchdecke mit aufgenähter schwarzer Borke mit gelben Rändern, worin sich gelbe und bunte Blumen befinden, ferner ein von blauer Wolle gestricelter Bettvorleger mit hellem Spiegel, in dessen Mitte sich ein Weichenbouquet befindet. Diese Gegenstände sind beschlagnahmt und können von ihrem Eigentümer beim hiesigen Kriminal-Kommissariat, Zimmer 78, in Empfang genommen werden.

b. Rosenkudst erfüllt jetzt jeden Morgen die Waggons der in Berlin Morgens einlaufendenzüge. Es ist unglücklich, wie viele Rosenbouquets jetzt jeden Morgen aus den Sommerküchen nach Berlin gebracht werden. So ein Bahnbofs Portial steht ordentlich bunt aus, wenn aus ihm die Menge der Frühpassagiere hinauströmt. Die Schulkinder sind mit Sträußen für die Lehrer und Lehrerinnen beworfen, Herren und Damen tragen Kollekationen ausgefucht schöner Rosen als

so Vieles in unserer Erinnerung verwischt, auch dieses aus der meinigen entfernt, als vor einigen Wochen die unheilvolle Figur mir plötzlich in einem Hefte meines Knaben wieder zu Gesicht kam.

„Dieser Fluch erbt sich also auf meine Nachkommen fort!“ rief ich aus. „Armes, armes Kind! Wenn ihm der Pythagoras nun eben so verhängnisvoll wie mir würde!“

Nach seiner Rückkehr aus der Schule wollte ich ihn ausfragen.

„Ich sehe,“ fing ich mit Würde an, „daß Ihr in der Geometrie schon bis zum Pythagoräischen Lehrsatz gekommen seid?“

„Ja, Papa,“ antwortete er mir ungezwungen. „Ein schwerer Satz,“ bemerkte ich kopfschüttelnd.

„Meinst Du?“ fragte er lächelnd.

„Wißt Du Dich so wichtig machen, mir einbilden zu wollen, daß Du ihn leicht findest?“

„Gewiß, er scheint mir leicht.“

„Ich wäre neugierig, Dich den Beweis führen zu sehen. Aber laß nur, ich kann die Prahlhänse nicht leiden.“

„Sofort,“ sagte er aufspringend.

Und dem Worte folgte die That. Er nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift und zeichnete schnell die labialisirte Figur.

„Was die Erklärungen betrifft,“ fing er dann an, „so hat man nur die Mühe der Auswahl. Ist es Dir einerlei, welche ich nehme?“

„Ja,“ antwortete ich mechanisch. Und in der That, es war mir einerlei. Nochte es selbst hundert von diesen Erklärungen geben, ich war doch sicher, keine einzige zu verstehen.

„Wählen wir also die gewöhnlichste,“ fuhr mein Mathematiker fort.

Dann zog und verlängerte er die Linien, welche Professor Koveni, seligen Angebens, mich hatte vor sieben und zwanzig Jahren ziehen und verlängern lassen, und mit dem Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung fing er an mir zu erklären, daß das Dreieck BAC gleich dem Dreieck NAF wäre, daß das Rhombus RHAB ein Vorzeichen des Quadrates DEAB, und daß so und so viel Sachen gleichwertig wären, daraus eröbte sich in vaterlicher Folgerung, die Summe des Quadrates BHIC wäre gleich demjenigen der beiden Quadrate CAFM und DEAB.

„Und jetzt,“ sagte mein Sohn, nachdem er seine Vorlesung beendet hatte, „können wir, wenn es Dir recht ist, auf anderem Wege zu demselben Schluß gelangen.“

Angebilde für Freunde in der Stadt in den Händen, und selbst die Bäckerin, welche in Berlin Verwandte besuchen will, hält ein mächtiges Bouquet, nach alter Weise aus Kalkstein, Jasmin, Hirtrosen und Bandoras gewunden, in den Händen. Alle aber bederricht dasselbe Geruch! Sie wollen einen Schilling mit der frischen duftenden Gabe erstreuen. Und derselbe geht laum, wie viele Flöhe diese vergänglichlichen Blüten erfordern haben und wie schwer es dem Spender wird, sie vom Glücke zu trennen, an dem sie sich Tage lang halten, während sie in Glaise schon nach 24 Stunden das Köpchen zu hängen beginnen.

g. Eine Todtbesage. In der am 2. d. M. bei Charlottenburg angeschwommenen Frauenleiche soll nach einer jüngsten Zeitungsnachricht die Persönlichkeit der namentlich in Adresskreisen sehr bekannten genialen Blumenmalerin Fräulein Minna Laudien ermittelt worden sein. Wahrscheinlich ist dieselbe vom Tode auferstanden, denn Fräulein L. suchte erst gestern den in der Friedrichstraße wohnenden Verleger ihrer „Vorlesungen zur Holzschneiderei“ auf; zu derselben hat sie auch die Anklage verfaßt. Fräulein L. befindet sich gesund und munter und es ist ihr nur zu wünschen, daß sie dies noch recht lange Jahre bleiben möge. In der betreffenden Zeitungsnachricht ist auch gesagt worden, daß die angeblich Verstorbene kimmerlich ihr Talent gestiftet habe; auch das trifft nicht zu. Fräulein L. ist überdies Mitarbeiterin großer Journale; ihr Gebiet sind hier Artikel über häusliche Kunstarbeiten.

N. Wegen Sittlichkeitsvergehen ist vorgestern Nachmittag der Kaiserliche Hofrath Dr. B., Hofmannstr. 10, wohnhaft, durch zwei Kriminalbeamten verhaftet worden. Derselbe wird beschuldigt, sich gegen die elfjährige Tochter des Schuymanns G. und die dreizehnjährige Tochter der Häßlerin S., beide in demselben Hause wohnhaft, im Sinne des § 176 des St.-G.-B. vergangen zu haben. Der Beschuldigte, ein junger, etwa 30jähriger, erst wenige Jahre verheirateter Mann, dessen Ehe bisher kinderlos war, lebt in geordneter Bekleidung und erfreute sich bisher eines tadellosen Rufes, während sich die Wittve S., welche die Denunziation bewilligt hat, weniger der allgemeinen Sympathie erfreut. Die gerichtliche Untersuchung wird ergeben, ob die gegen den B. erhobene Anklage begründet ist.

n. In hiesigem Zustande wurde vorgestern Vormittag vor dem Hause Schauffstraße 33 ein Mann von der Polizei aufgefundenes, der in der Charité das jetzt somit wiederhergestellt ist, daß sein Kationale aus des Tischlergesellen Kempf, Gartenstr. 30, festgestellt werden konnte.

R. Einen Akt großer Rohheit an seinem Blechbunde beging gestern Mittag gegen 1 Uhr in der Ziegelstraße der „Arbeiter“ Otto, Köpenicker wohnhaft. Derselbe fuhr mit einem leeren Handwagen, vor dem ein starker Hund gespannt war, und als ein entgegenkommender Hund den Gefassen anstellte und unruhig machte, bearbeitete Otto mit Reichelstange und Stiel den Kopf des Hundes derartig, daß er den allseitigen Unwillen der Passanten erregte. So wohl eine dem Thierquereine angehörige Dame, die selbst alle Details genau notirte, sowie einige Herren veranlaßten die Feststellung der Personalken durch einen in dortiger Gegend dienstabenden Schuymann.

Selbstmord eines Einjährig-Freiwilligen. Am Mittwoch Nachmittag hat sich der in Liegnitz dienende Einjährig-Freiwillige Hermann Beck, der Sohn des Geh. Regierungsrathes und Schulraths Beck dajelbst, in seiner Wohnung erschossen. Der Unglückliche war gegen 2 Uhr Nachmittags vom Appell zurückgekehrt, und beim Appell ist ihm ein Angriff auf seine Ehre widerfahren, der so heftig auf ihn eingewirkt hat, daß er, ohne seinen Angehörigen sein Leid zu sagen, den Tod gesucht hat. Der übrigens zu den besten Hoffnungen berechtigendestillagenerische Jüngling hatte die Ritterakademie besucht und war erst zu Ostern beim dortigen Regiment eingetreten. Ueber die ihm in den letzten Tagen widerfahrte Behandlung hat er übrigens mehrfach bittere Klage geführt, und der Vorfall beim Appell, den ja — vielleicht — die Untersuchung glaubwürdig auflären wird, hat die Wirkung dieser Behandlung so gesteigert, daß der junge, lebensfrohe Mann in den Tod gegangen ist. Die schmerzhaften, tiefgedrungenen Eltern, denen von allen Seiten das herzlichste Beileid entgegengebracht wird, halten, wie das „Liegn. Stadtblatt“ meldet, gar keine Kenntniß von der Rückkehr ihres Sohnes in seine eine Treppe höher liegende Wohnung erhalten; erst nachdem ein Feldwebel und demnachst der Hauptmann, Graf von Ronts, sich nach dem Verbleib des Unglücklichen angelegentlich erkundigten, wurde in der Wohnung nachgesehen, und da erst ward man der unglücklichen Katastrophe gewahr, der ein so hoffnungsvolles junges Menschenleben zum Opfer gefallen war.

„Um Gotteswillen,“ rief ich entsetzt, „da wir einmal angelangt sind, wollen wir von den Strapazen der Reise ausruhen.“

„Aber ich bin gar nicht müde.“

„Nicht einmal müde! War denn dieser Knabe nicht ein zukünftiger Newton! Und da spricht man von Ermüdung!“

„Ich denke, Du wirst der Erste in der Mathematik sein,“ fragte ich mit einem gewissen befangenen Gefühl von Hochachtung.

„Oh nein,“ antwortete er, „es sind zwei, die viel besser sind als ich. Und dann weißt Du ja, daß mit Ausnahme der Esel Jeder den Lehrsatz des Pythagoras begreift.“

Mit Ausnahme der Esel! Nach siebenundzwanzig Jahren höre ich aus dem Munde meines Knaben fast genau dieselben Worte, wie an jenem unvergeßlichen Examenstage von Professor Koveni. Und dieses Mal war noch die bittere Ironie des „Du weißt ja“ hinzugefügt!

Ich wollte das Dekorum bewahren und sagte schnell: „Ich weiß, ich weiß. Ich wollte nur scherzen. Werde nur nicht eingebildet einer solchen Kleinigkeit wegen.“

Aber indessen hatte mein Newton sein zu strenges Urtheil bereut.

„Uebrigens —“ fing er ein wenig verlegen wieder an — „gibt es ja auch Solche, die niemals aufmerksam sind und dann, wenn sie auch keine Esel sind ... meine ich ...“

Dies schien mir ein Rettungsanker, und in einem Aufbruch von Offenherzigkeit, rief ich:

„So muß es sein, ich werde niemals aufmerksam gewesen sein.“

„Wie? ... Du?“ brach der Junge los, indem er bis in die Harwurzel eröthete. Und ich möchte wetten, daß er im Grunde große Lust hatte zu lachen.

Ich legte ihm die Hand auf den Mund.

„Still, still, wir wollen die Rasforschungen nicht weiter fortführen.“

Nun, wie man sieht, hat mich der Lehrsatz des Pythagoras eine neue und schwere Demüthigung gekostet. Dennoch hege ich nicht mehr den alten Groll gegen ihn. Wir werden niemals sehr vertraut mit einander werden, aber ich betrachte ihn wie einen Freund der Familie, ein altes treues Inventarstück, gegen das man nicht unhöflich sein darf, wenn es uns auch persönlich nicht sympathisch ist.

